Lehre und Wehre.

Jahrgang 41. Juli und August 1895. No. 7. u. 8.

Zwei kirchenhistorische Irrlehren.

Daß um die Fülle der Zeit, da Gott nach vorbedachtem Rath die Kirche des neuen Testaments ins Leben rufen wollte, die damalige Welt als ein wohlzubereiteter Acker zur Aufnahme des Evangeliums bereit gelegen hätte, ist eine historische Irrlehre, der man heutzutage auf allen Pfaden, besonders in den Lehrbüchern der Kirchengeschichte begegnet, und ein zweiter Irrthum ist diesem ersten gleich, daß nämlich zu Ende des Mittelalters die Völker der abendländischen Christenheit als ein fruchtbarer Boden der Saat der Reformation verlangend entgegengeharrt hätten. Wir halten es für der Mühe werth, diese beiden kirchenhistorischen Irrlehren einmal kurz zu beleuchten.

I.

Die Fabel von dem wohlzubereiteten Acker, auf welchem Gott vor 1800 Jahren das Paradies der christlichen Kirche hätte erstehen lassen, tritt uns bei den heutigen Kirchengeschichtsschreibern in mancherlei Fassung entgegen. Wir hören von der Sehnsucht nach etwas Besserem, die zu Anfang unserer Zeitrechnung das damalige Judenthum und Heidenthum erfüllt hätte; wir lesen: „Die jüdische und heidnische Welt war vorbereitet, die Ahnung, daß ein Wendepunkt der Zeiten bevorstehe, war unter Heiden und Juden allgemein. . . . Da war in der Welt innerlich der Boden für das Heil bereitet, die Zeit war erfüllt", und: „Die ganze Welt schien dazu nur geordnet, die Religion des Erlösers zu begünstigen"; ja wir finden das Christenthum geradezu als die „reifste Frucht" der „religiösen Entwickelung der vorchristlichen Zeit" bezeichnet. Und doch liegen diese Behauptungen von dem wahren Sachverhalt möglichst weit entfernt, war im Gegentheil der Boden, auf welchem Gott das Wunder der neutestamentlichen Kirche entstehen ließ, eine weithingestreckte, theils von Jahrhunderten und Jahrtausenden fortgesetzten Sündenlebens hartgetretene, theils mit Felsgeröll und todtem Gestein besäete, theils mit wild wucherndem Dorngestrüpp bewachsene, theils als weithingedehnter, bodenloser Sumpf todbringenden

Gifthauch verbreitende Wüste, möglichst wenig geeignet, die Paradiesespflanzen der neutestamentlichen Kirche Gott zu Ehren und allen Engeln zur Freude aus sich hervorwachsen zu lassen.

Hören wir doch, wie die Schrift, das Wort der Wahrheit, diesen Boden beschreibt. Als der Wegbereiter des neuen Testaments hervortrat, da war er, wie er geweissagt war, ein Prediger in der Wüste inmitten des damaligen Judenvolkes, dem er einmal über das andere zuruft: „Ihr Otterngezüchte!“ und weiß er nichts zu sagen von einem wohlzubereiteten Acker, sondern von Thälern, welche voll werden, von Bergen und Hügeln, welche erniedrigt werden, von Krummem, das richtig werden soll, von Bäumen, denen die Axt an die Wurzel gelegt ist. Und Christus der HErr selber ruft nicht nur das Wehe aus über Chorazin und Bethsaida und seine Stadt Capernaum, sondern weint über Jerusalem, die Stadt, welche Propheten tödtete und steinigte, die zu ihr gesandt waren, und die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkannt hat und nicht bedacht, was zu ihrem Frieden diente; ja den Vornehmsten im Volke sagt er nicht: „Ihr seid ein wohlvorbereiteter Acker“, sondern: „Ihr seid vom Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun.“ Und Johannes schreibt aus dem Munde seines Meisters von dem Volke jener Tage: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt kommen ist, und die Menschen liebeten die Finsterniß mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse.“ Und ebenso ruft der Märtyrer Stephanus seinen Volksgenossen zu: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem Heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr.“ Und ebenso wendet Paulus auf die Juden seiner Zeit das Wort des Propheten an: „Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestrecket zu dem Volk, das ihm nicht sagen lässet und widerspricht.“

Wie konnte es bei den Elementen, aus welchen der größte Theil des damaligen Judenvolkes zusammengesetzt war, auch anders sein? Da waren zunächst die Pharisäer mit ihrem Anhange. Wir kennen ja die Pharisäer, die eitlen, tugendstolzen, in lauter äußerlicher Werkerei ersoffenen, von einem dünkelhaften Patriotismus aufgeblähten, aller geistlichen Gesinnung ledigen Muster einer großen Menge ihrer Volksgenossen, diese übertünchten Todtengräber, die auswendig glänzten, inwendig aber voll Raubes und Fraßes waren, und dabei mit Verachtung auf alles herabsahen, was nicht ihrer Farbe war. Wo sollte bei diesen übersatten, selbstgerechten Heiligen der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit Raum finden, die da kommen sollte aus Gnaden auf alle, die da glauben? Ja wenn es einen Acker gab, der in recht großem Maße ungünstig für die Aufnahme des Evangeliums beschaffen war, so war es das Pharisäerthum in der Fülle der Zeit, dem auch alles Verständniß für die Wahrheit, welche in den levitischen Schatten und Vorbildern und in den Weissagungen der Propheten lag, abhanden gekommen war.

Und dann die Sadducäer! Gehörten sie doch so recht dem bekannten Stadium des Heruntergekommenseins eines seinem Untergange zueilenden Volkes an, da der Materialismus alles durchfressen hat, da Geist und Seele leugnen hohe Weisheit ist, da man in möglichst behaglichem Lebensgenuß den Himmel auf Erden sucht und den Tempel allenfalls noch dazu brauchen kann, daß man in demselben Viehmarkt hält und Wechslertische aufschlägt, da man einem Evangelium, dessen Anhänger das Kreuz tragen und ihr Fleisch verleugnen und die Welt und was in der Welt ist, der Augen Lust und des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben, nicht lieb haben sollen, nur aus tiefster Seele feind sein kann, hingegen den Heiland nur, so lange er einem den Bauch füllt, haschen und zum Könige machen will.

Dazwischen finden wir das Samaritervolk, das einem veräußerlichten Judenthum ein ebenso veräußerlichtes Zwittergemächte einer Mischreligion entgegensetzte, das zwar einem indifferenten Syncretismus und einer unruhsamen Skepsis, nicht aber der Wahrheit und einer gläubigen Hingabe an dieselbe Vorschub leistete, und abseits die Essener und Therapeuten, jene Sonderlinge, die man geradezu als die Setzlinge des Christenthums, das Urelement der neutestamentlichen Gemeinde hingestellt hat, während doch ihr ganzes Sonderwesen thatsächlich wieder nichts war als selbsterwählte Heiligkeit und selbsterdachte Weisheit wieder mit entsprechendem geistlichen Hochmuth, der sie wenig geneigt machte, die Schmach Christi auf sich zu nehmen und ein Leben zu erwählen, das in Glauben und Liebe mitten in der Welt die Welt überwinden sollte.

Wo bleibt da überall der zubereitete Acker, die Bereitschaft für das Evangelium, durch die das Judenthum ein für die Pflanzung einer Gemeinde der Gläubigen günstiger Boden hätte sein können? Was wir aber so bei der Besichtigung des Bodens selber gefunden, das finden wir auch vollauf bestätigt durch die Erfahrungen, welche das Evangelium und die Verkündiger und Anhänger desselben auf dem Boden des Judenthums in jener frühen Zeit gemacht haben. Da sehen wir Pharisäer und Sadducäer mit Nachstellungen und Ränken gegen JEsum von Nazareth einander ablösen und schließlich sich die Hände reichen, als es galt, den Verhaßten zu stürzen und in den schmachvollen Tod eines Verbrechers zu hetzen, während das Volk sich mit dem „Kreuzige, kreuzige ihn" heiser brüllte. Was aber der Meister erfahren hatte, das erfuhren von denselben Leuten bald auch die Jünger. Da sind wieder Pharisäer und Sadducäer, bald gesondert, bald gemeinsam geschäftig, das Evangelium zu dämpfen, seine Prediger zum Schweigen zu bringen, da schnaubt und wüthet der Pharisäer Saulus, da muß Stephanus um seines Zeugnisses willen unter Steinwürfen verenden, da weiß ein Herodes dem Volk der jüdischen Hauptstadt keinen größeren Gefallen zu thun, als daß er Jacobus abschlachten und Petrus gefangen setzen läßt, da wird Paulus erst mit tumultuarischer Wuth, dann durch heimtückische Verschwörung, dann mit Anklagen von einem Richter

zum andern verfolgt. Und wie daheim so draußen in der Zerstreuung sind es überall die Juden, die nicht nur selber vom Evangelium nichts wissen wollen, das ewige Leben, das ihnen als freie Gnadengabe angeboten wird, muthwillig von sich stoßen, sondern auch nicht leiden wollen, daß diese Predigt andern verkündigt werde, einen Tumult um den andern erregen und in ihrem Haß und in ihrer unversöhnlichen Feindseligkeit alles in Bewegung setzen, um die Predigt von der freien Gnade niederzuzetern oder, wo das nicht gelingt, im Todesröcheln ihre Verkündiger zu ersticken.

In der That, wenn überall und zu aller Zeit die Pflanzung und das Gedeihen des Christenthums in der Welt ein Wunder Gottes ist, so hat sich Gottes Macht und Güte zehnfach und hundertfach verherrlicht, als sie auf dem wüsten, hochgesteigert ungünstigen Boden des Judenthums die ersten Christengemeinden aus tiefster Todesnacht ans Licht und ins Leben rief.

Und doch hatte das Judenthum noch gewisse keineswegs gering anzuschlagende Vortheile vor dem Heidenthum voraus; denn Israel gehörte, wie Paulus Röm. 9 schreibt, die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißung; den Juden war vertraut, was Gott geredet hatte, Röm. 3, 1. und 2.; von den Juden sollte das Heil der Welt kommen. Ja, wäre das alttestamentliche Bundesvolk dem Bunde treu geblieben, so wäre es in der That ein wohlzubereitetes Ackerfeld für die Saat des neutestamentlichen Evangeliums, die Predigt von dem gekommenen Heiland, gewesen. Dazu kam, daß in Israel doch auch ein Häuflein solcher war, welche wirklich auf den Trost Israels hofften, obschon diese so weit davon entfernt waren, dem Volke der Juden jener Tage seinen Charakter zu verleihen, daß vielmehr gerade durch den Contrast, in welchem sie zur Masse des Volkes standen, die schreckliche Verkommenheit desselben um so mehr in die Augen springt, wie zum Beispiel ein Joseph von Arimathia und ein Nicodemus den hohen Rath, Johannes und die stillen Weiblein am Kreuz die Meute umher nur um so greulicher erscheinen lassen. Anders stand es um das Heidenthum. Dieses war ja schon an sich Gottentfremdung, der Zustand derer, welche, wie Paulus schreibt, ohne Gott in der Welt lebten. Sodann aber war das Heidenthum im Römerreich um die Fülle der Zeit nicht mehr ein bloß natürliches, sondern in der Gottlosigkeit, in der Verwesung des geistlichen Todes fortgeschrittenes Heidenthum. Gewiß, das Heidenthum in den Tagen Homers und Hesiods war wahrlich schlimm genug; aber der Teufel hatte seither unter Gottes gerechtem Gericht und der lange fortgesetzten Wirkung der Sünde, die von Alters her der Leute Verderben war, seine Bollwerke emsig vervielfältigt und mächtig befestigt, daß der Hindernisse, die den Lauf des Evangeliums hemmen mußten, viel mehr waren, als ihrer in jenen frühen Jahrhunderten gewesen wären. Der Evolutionsproceß, den das Heidenthum durchgemacht hatte und den der Apostel der Heiden Röm. 1, 21—32. beschreibt, war nicht aufwärts, sondern abwärts gegangen, hatte nicht Gott

und seiner Wahrheit näher, sondern in immer tiefere Abgründe der Sünde und der Gottvergessenheit geführt. Den alten Glauben an die Götter, der doch noch höhere Gewalten über sich wußte oder wähnte, dessen Himmel doch noch mit Gestalten von einer gewissen Erhabenheit bevölkert war, die sich noch auf eine monotheistische Ureinheit zurückführen ließen, hatte ein platter, blöder Rationalismus und ein theils üppiger, theils öder Materialismus theils überwunden, theils in einen unheimlicheren Aberglauben, eine unbestimmte Furcht vor finsteren Mächten umgesetzt. Das Griechenthum hatte noch in seinem Schooße die Philosophie eines Demokrit und eines Epikur gezeugt, und als die altersschwache und in ihrem Dünkel kindisch gewordene Nation den eigenen Haushalt aufgeben mußte und Rom die Erbschaft antrat, überkam es auch die materialistische Philosophie, die ein Lucrez in schönen Versen seinem Volke mundgerecht zu machen wußte. Dabei gab der Dichter selbst als ersten Zweck seines Unterrichts die Erlösung des Geistes von den Banden der Religion an, und er fand Millionen geneigter Hörer und gelehriger Schüler. Der Materialismus wurde die Lebensweisheit und Lebenskunst der Massen des römischen Volkes. Wie der süße Pöbel der Welthauptstadt, auf „panem et circenses“ versessen und nach Möglichkeit im Müssiggang, der schon damals aller Laster Anfang und Fortgang war, zu leben beflissen, den vornehmen Schwelgern, die ihm in endlosen Orgien die Fackeln vorantrugen, nacheiferte, so faulte auch in den andern Großstädten und in den Provinzen des Reiches das Heidenvolk in immer tieferer Versumpfung dahin, und man braucht nur einen Juvenal und andere Dichter, einen Sueton und andere Geschichtsschreiber zu lesen, um eine annähernde Vorstellung zu gewinnen von den religiösen, sittlichen und socialen Verhältnissen, mit denen das Christenthum zur Zeit seiner Pflanzung zu ringen hatte. War doch gerade die Stadt, in welcher die Jünger zuerst Christen genannt wurden und wo die erste christliche Gemeinde in der eigentlichen Heidenwelt entstand, Antiochia in Syrien, ein wahres Sodom und Gomorrha, das eine Bevölkerung von über 500,000 Seelen beherbergte, von welcher der Franzose Renan unter anderm Folgendes zu lesen gibt: „Eine entsetzliche Verworfenheit der Seele herrschte daselbst. Die Eigenthümlichkeit solcher Herde moralischer Fäulniß ist, daß sie alle Rassen auf dasselbe Niveau herabziehen. Die abscheuliche Sittenlosigkeit gewisser levantinischer Städte, welche von dem Geist der Intrigue beherrscht und ausschließlich dem gemeinsten Lug und Trug ergeben sind, kann uns kaum einen Begriff von dem Grade der Verderbniß geben, auf welchen das menschliche Geschlecht in Antiochien gesunken war. Es war eine bis dahin noch nie gesehene Anhäufung von Gauklern, Marktschreiern, Mimen, Magiern, Wunderthätern, Hexenmeistern und betrügerischen Priestern; eine Stadt der Wettrennen, der Spiele, der Tänze, der Processionen, der Feste, der Bacchanalien; ein an Wahnsinn grenzender Luxus, alle Thorheiten des Orients, der ungesundeste Aberglaube, der Fanatis-

mus, der Orgie; abwechselnd unterwürfig und rachsüchtig, feig und unverschämt, waren die Antiochier das vollkommenste Bild jener dem Cäsarismus unbedingt ergebenen Horden, die kein Vaterland, keine Nationalität, keine Familienehre, keinen Namen zu beschirmen hatten. Der große Corso, welcher sich durch die ganze Stadt zog, war gleich einem Theater, wo jeden Tag die Fluthen einer nichtsnutzigen, leichtfertigen, abwechselnden, zur Empörung geneigten, mitunter geistreichen, mit Liedern und Parodien, Späßen und Unzüchtigkeiten aller Art sich beschäftigenden Volksmenge auf und nieder wogte. Die Stadt war sehr literarisch, aber ihre Literatur war eine rhetorische. Die Schauspiele waren von der seltsamsten Art; es gab Spiele, wo man Chöre nackter junger Mädchen nur mit einer einfachen Binde um den Schooß an allen Leibesübungen theilnehmen sah. Bei dem berühmten Feste Majuma schwammen öffentlich Schaaren von Curtisanen in offenen mit klarem, durchsichtigem Wasser gefüllten Bassins. Es war gleich einem Rausch, ein Traum des Sardanapal, wobei in wirrem Taumel alle Wollüste, alle Ausschweifungen, gewisse zartere Scenen nicht ausgeschlossen, durcheinander brodelten. . . . Zweihundert Decurionen waren beschäftigt, die Cerenorgien und die Feste zu ordnen. Der Stadtrath besaß weitläufige öffentliche Domänen, deren Ertrag die Duumvirn unter die armen Bürger vertheilten. Wie alle Vergnügungsstädte hatte Antiochien ein pöbelhaftes Proletariat, das von dem Publicum oder von schmutzigem Gewinn lebte." Das war der Sumpf, das die sittliche Atmosphäre, wovon die erste Christengemeinde in der Heidenwelt umgeben war, die auch als Missionsgemeinde dahin wirkte, daß die Saat, aus welcher sie selbst emporgesprossen war, auch weiter hinausgetragen würde über entlegene Heidenländer, in denen wir bald wie in dem entsetzlichen Sündenpfuhl Corinth und inmitten der Hauptkloake Rom Christengemeinden emporblühen sehen. Zwar die äußerlichen Anstalten des alten Götzenwesens waren geblieben. Daphne, der Lustort draußen vor Antiochia, wo, was drinnen in der Stadt an Fleischesdienst vorging, noch überboten wurde, war ein Heiligthum des Apollo, und die Stadt selber barg Göttertempel in großer Zahl. Während man über die Götter lachte und sich von ihnen allerlei tolle Schwänke erzählte, die man wieder als lustige Märchen belachte, brachte man in den Tempeln und auf den Altären der explodirten Götter Opfer dar, bei denen wieder die Priester das Lachen, wenn sie konnten, zu verbeißen hatten. Weiber und Kinder lachten über den Cerberus und die Furien, wie heutige Ungläubige über den Teufel mit Schwanz und Pferdefuß. Die Gelehrten machten sich einen vornehmen Pantheismus, einen in hohlen Phrasen einhergehenden Atheismus zurecht und waren dabei im Stande, als Seelsorger in heidnischen Familien oder als Wanderprediger in Städten und auf den Dörfern etwa über einen Text aus dem Homer das Volk auf altheidnische Manier zu dem anzuleiten, was öffentlich und sonderlich dem Herkommen und der Gewohnheit gemäß geübt wurde. Ja, noch mehr; war doch das Heiden-

thum mit seinen Culten immer noch Sache des Staates, waren doch die Tempel auf Staatskosten errichtete Anstalten, die Priester Staatsdiener, die Bürger als Bürger zur Theilnahme an dem heidnischen Staatskirchenthum verpflichtet.

Daß also der überhandnehmende Unglaube, der es möglich machte, daß nach der Niederlage eines römischen Heeres oder nach dem Tode eines angesehenen Römers die Götterbilder pietätlos gesteinigt und ihre Altäre umgestürzt wurden und in der Nacht, in welcher Herculanum und Pompeji untergingen, die entsetzten Flüchtlinge in den Aschenregen hineinriefen: „Es gibt keine Götter", das verkommene Volk der Kaiserzeit einem wahren Glauben nicht näher gebracht hatte, geht nicht nur aus dem schon angegebenen Umstande hervor, daß der alte Götzendienst geblieben war, sondern erhellt auch daraus, daß allerlei finsterer Aberglaube die Massen erfüllte, daß Geheimlehren und Geheimculte zahlreiche Jünger und Eingeweihte zählten, daß allerlei schwarze Kunst als einträgliches Gewerbe geübt wurde, Vornehm und Gering zu den Zauberern lief oder in der Stille der Nacht in die Gassen und Spelunken schlich, wo diese geheimen Künste getrieben wurden, daß also die Blicke der Heiden sich nicht vom Olymp dem lichten Thron des wahren Gottes, sondern dem finsteren Tartarus zugewandt hatten, und somit nur in höherem Maße von den Heiden jener Zeit das Wort des Apostels gelten konnte: „Was sie aber opfern, das opfern sie den Teufeln." Daß bei solcherlei finsterem Treiben auch das Fleisch in allerlei Sünden, von denen der Apostel sagt: „Was heimlich von ihnen geschieht, das ist auch schändlich zu sagen", seine Befriedigung suchte und zu finden wußte, kann nicht überraschen, und ein neu auftauchender Cultus konnte sicher sein, darauf angesehen zu werden, ob er auch in dieser Hinsicht den Wünschen des Fleisches entsprach. Fand aber das Fleisch nirgends mehr seine Befriedigung, und war der arme Mensch endlich an allem, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, irre geworden, dann legte ihm der Geist der Zeit nur noch eins nahe, die Selbstentleibung, wie denn nach Theorie und Praxis der Selbstmord als das unter solchen Umständen allein Vernünftige in ausgedehntem Maße beliebt war, und Aulus Gellius berichtet, daß unter den jungen Mädchen in Milet die Selbstentleibung als Epidemie grassirt habe.

Was sich von einem solchen Acker für die Aufnahme des Evangeliums erwarten ließ, ist denn auch drei Jahrhunderte lang in ausgedehntestem Maße geschehen. Conflicte über Conflicte erwuchsen dem jungen Christenthum auf allen Seiten aus den Verhältnissen, welche in der damaligen Heidenwelt wirksam waren. Die römische Staatsgewalt erhob sich nicht für, sondern regte und reckte sich gegen das Christenthum. Die Lex Julia Majestatis allein genügte, um einen jeden Christen, der mit Paulus sprach: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit", oder der sich weigerte, vor dem Genius des Kaisers bei dessen auf der Straße oder sonst an einem öffentlichen Orte aufgestellter Bildsäule ein Weihrauchopfer zu streuen, als

einen Hochverräther dem Henker unter das Beil zu liefern. Zu den allgemeinen Rechtsgrundlagen, welche gegen das Christenthum Anwendung finden konnten, kamen bald auch specielle, wie das Rescriptum Trajani ad Plinium Secundum und die kaiserlichen Verfolgungsdecrete bis zu den Erlassen Diocletians und seiner Mitregenten. Die Christen, welche in der Nähe und in der Ferne für das Reich ihres Königs warben, und sich bemühten, ihre heidnischen Volksgenossen zum Glauben an das Evangelium zu bekehren, mußten erfahren, daß es ein todeswürdiges Verbrechen sei, für eine andere als die heidnische Staatsreligion Proselyten zu machen. Die heidnische Priesterschaft und die Händler und Handwerker, welche sich vom Götzendienst nährten oder bereicherten, wurden, wo sich das Christenthum ausbreitete, in ihren materiellen Interessen beeinträchtigt und richteten deshalb ihren Ingrimm wie Demetrius der Goldschmied von Ephesus gegen die Christen und ihre Prediger. Der heidnische Aberglaube und die Furcht vor unheilbringenden Mächten hatte zur Folge, daß, wie wir bei Tertullian lesen, auf jeden Unglückslauf, der Stadt und Land heimsuchte, ein nach Blut lechzender Pöbel das „Christianos ad leones!“ schrie. Das Vorhandensein jener zum Theil scheußlichen Geheimculte konnte Anlaß werden, daß man im Christenthum, dessen Anhänger sich anfänglich in Privathäusern und zu Zeiten der Verfolgung in zurückgezogener Verborgenheit versammelten, ehe man es näher kannte, auch einen solchen Geheimcult vermuthete oder, falls in böswilliger Absicht ihm die Schändlichkeiten eines solchen angelogen wurden, diesen Lügen Glauben schenkte, und besonders Frauen und Jungfrauen, die sich dem Christenthum zuwandten und an den christlichen Gottesdiensten theilnahmen, damit den Zorn ihrer Angehörigen, ihrer Gatten und Brüder entflammten. Dem hochmüthigen Philosophen, der als Pantheist sich selbst zur Gottheit rechnete, dem tugendstolzen Vornehmen, der wie ein Mark Aurel sich über die verkommene Masse erhaben glaubte und sich in Selbstbewunderung Verehrung zollte, war es ein Aergerniß und eine Thorheit zugleich, wenn gepredigt wurde: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum JEsum geschehen ist.“ Ja, welche Zumuthung an den stolzen Römer, daß er einen Stammesgenossen des schmierigen, nach Knoblauch stinkenden, hausirenden und nach Gelegenheit die Gojim betrügenden Juden als seinen Gott und Heiland anbeten sollte! Welch ein Ansinnen an den vom Nichtsthun lebenden, die Arbeit als nur des Sclaven würdig verabscheuenden freien Proletarier Roms, dessen Himmel der Circus und dessen Seligkeit ein voller Bauch war, wenn ihm gepredigt wurde: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hie ist nicht Mann noch Weib, sondern ihr seid allzumal einer in Christo JEsu. Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten. Arbeitet und schaffet mit den Händen etwas Gutes, auf

daß ihr habet zu geben dem Dürftigen. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes, JEsu Christi, des HErrn." Kurz, wenn der Glaube der Christen überall und zu allen Zeiten der Sieg ist, der die Welt überwindet, und ein Sieg ohne Kampf nicht zu denken ist, so mußte auf dem Boden des römisch-griechischen Heidenthums das Evangelium auf seinem Siegeslauf jeden Fußbreit in heißem Kampfe erobern, wo jenes Heidenthum zur Geltung kam, das im staatlichen, religiösen, gesellschaftlichen, gewerblichen Leben, in seinem Glauben, Aberglauben und Unglauben, in seiner Philosophie und Tugendlehre, in seinem materialistisch-irdischen Sinn und Lasterdienst, bei allen Schichten der Gesellschaft, im Leben und im Sterben dem Christenthum nach Lehre und Leben, Glauben und Lieben, Thun und Lassen und Leiden in schroffstem Widerspruch diametral entgegenstand. Dafür sind Zeugen auf heidnischer Seite als Christenverfolger Scheusale wie Nero, Domitian und Galerius, sogenannte Tugendmuster wie Trajan und Mark Aurel, politische Reformer wie Decius, Valerian und Diocletian, Literaten wie Celsus und Lucian von Samosata, der Pöbel von Rom und Carthago, auf christlicher Seite Petrus und Paulus, Ignatius und Polycarp, Blandina und Attalus, Perpetua, Felicitas und Potamiäna, Cyprian und Laurentius und ungezählte Schaaren, die wie sie in Ketten und Kerkern, auf Blutgerüsten und Scheiterhaufen und unter den wilden Thieren im Circus erfahren mußten, was es hieß, dem Heidenthum jener Tage gegenüber Christum bekennen und in solchem Bekenntniß standhaft bleiben. Davon zeugt das Morgenland und das Abendland; davon zeugen nicht Jahre und Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte. Wahrlich, wer Angesichts dieser Zeugen und Zeugnisse, dieser Thatsachen und Ereignisse, in dem Heidenthum der ersten christlichen Jahrhunderte einen zur Aufnahme des Evangeliums wohl vorbereiteten Acker finden will, der muß zuvor von der Geschichte Abschied nehmen und sich ins Reich der Dichtung begeben. Nein, es gilt vielmehr auch hier, daß, wenn überall und zu aller Zeit die Pflanzung einer christlichen Gemeinde in der Heidenwelt ein Wunder Gottes ist, das trotz des vorhandenen gründlichen Verderbens der heidnischen menschlichen Natur Anfang und Fortgang hat, so hat Gottes Macht und Gnade sich hundertfach und tausendfach verherrlicht, als auf dem so furchtbar verwüsteten und verwilderten, versumpften und versunkenen Boden des orientalisch-griechisch-römischen Heidenthums der paradiesesduftige Kranz jener frühen Christengemeinden erblühte, der zum Preise Gottes mit Recht die Bewunderung aller Zeiten und Geschlechter in Anspruch nimmt.

Während es also mit der Bereitschaft des Judenthums und des Heidenthums um die Fülle der Zeit zur Aufnahme des Evangeliums, mit dem allgemeinen Verlangen der Völker jener Tage nach etwas Besserem und mit irgend welchen andern in den Juden- und Heidenherzen der verendenden alten Welt liegenden dem Christenthum günstigen Bedingungen gründlich nichts ist, so muß deshalb nicht geleugnet werden, daß freilich Gott in

seiner Weltregierung von Alters her den Weltlauf so gelenkt hat, wie er nach seiner Weisheit auch sonst das Böse zu lenken weiß, um zu seiner Zeit seine Wunder ins Werk zu richten und dabei in seinen Dienst zu nehmen, was der Satan und die Welt zu ganz anderen Zwecken gewollt und gewirkt hatten. So haben insonderheit die Verkehrswege der alten Welt, die zu vielen Völkern sich streckenden Heerstraßen des römischen Reichs, die mancherlei Beziehungen, in welche durch die Eroberungszüge römischer Heere und durch die Ausbildung des großartigen politischen Organismus der römischen Weltmacht die Völker des fernen Morgenlandes, des Mittelmeerbeckens und des fernen Abendlandes getreten waren, dem Evangelium dienstbar werden müssen und können, und hat auf diese Weise in solchen Vorbereitungen auf die Fülle der Zeit Gott freilich auch seine Weisheit verherrlicht und dahin gewirkt, daß auf dem durch des Teufels Macht und List und durch der Menschen Bosheit gar übel zugerichteten Weltacker, als Gottes Stunde geschlagen hatte, das Wunder der Zeiten, die christliche Kirche, allen Höllenpforten zum Trotz erwachsen ist.

II.

Merkwürdig, obschon auch wieder erklärlich, ist nun, daß man auch, wo von der Erneuerung der christlichen Kirche nach langer finsterer Nacht und tiefer Verkommenheit, von dem Werke der Reformation redet oder zu reden sich anschickt, wieder gerne die Dinge so darstellt, als wäre um jene Zeitenwende wieder weithin alles von Verlangen und Sehnen nach dem, was dann geworden ist, erfüllt, zur Aufnahme der erneuten Saat der evangelischen Wahrheit wohl bereitet gewesen. „Vieles ist in der noch nicht gespaltenen Kirche bereitet, was die Reformation beginnen und aufnehmen kann. . . . Kurz, in der römischen Kirche und außerhalb ihres Kreises drängt alles zur Reformation", schreibt einer aus vielen. Und doch stand das Ende des Mittelalters zur Reformation in ungefähr demselben Verhältniß, in welchem die Zustände in der Welt um die Fülle der Zeit zur Gründung der christlichen Kirche standen.

Das Pabstthum war das Hauptmeisterstück des Satans in der Geschichte; auf Lügen hatte der Vater der Lüge sein Reich des Antichrists gebaut, mit Lügen hatte er es ausgebaut, und der Mörder von Anfang hatte auch des Blutes nicht geschont, wo es galt, einzelne Personen oder ganze Städte und Länder unter die Botmäßigkeit Roms zu bringen oder in ihrer Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Lügen von dem besonderen geistlichen Stande innerhalb der Kirche, einem Priesterstande, zu dem durch weitere Lügen von den Stufen im kirchlichen Amte auch ein erlogener Hoherpriesterstand hinzukam, die Lüge von dem Episcopat Petri in Rom, von der Stuhlfolgerschaft der römischen Bischöfe, als der von Gott gesetzten Kirchenfürsten mit der Autorität des Apostelfürsten, die Lüge von dem Primat der römischen Kirche und ihres Bischofs, die Lüge von der alleinseligmachenden

römischen Kirche, die Lüge von dem unfehlbaren Lehramt des römischen Pontifex, die Lügenlehren von der Messe als Opfer für die Lebendigen und die Todten, vom Fegefeuer, vom Ablaß, von der Rechtfertigung durch die fides formata, das heißt durch Tugenden und Werke, von der Siebenzahl der Sacramente, von der Verdienstlichkeit des ehelosen Standes und der Klöster Heiligkeit, die Fabel von der Schenkung Constantins, der Pseudo-Isidor, das mit demselben durchsetzte römische Jus Canonicum, die Anmaßung der zwei Schwerter, wie sie z. B. in der Bulle Unam Sanctam laut wird, das alles und anderes mehr bildet einen so vielgestaltigen und in seiner Weise großartigen Lügenapparat, daß die Leistung des Lügenpropheten Muhammed damit verglichen als kümmerliche Stümperei erscheinen kann. Dabei ist besonders darauf zu achten, wie von Anfang an das antichristische Pabstthum eine gewisse Unverschämtheit bei seinen Anmaßungen und lügenhaften Behauptungen und Ansprüchen als einen immer wiederkehrenden Charakterzug an sich trägt. Wie unverschämt trat gleich Bischof Victor im Osterstreit den morgenländischen Brüdern gegenüber, wie geberdete sich in der ersten uns erhaltenen päbstlichen Decretale der römische Bischof Siricius als souveräner Gebieter entlegener Bisthümer und Gemeinden. Der Pseudo-Isidor, einerseits der großartigste literarische Schwindel der Geschichte, ist andererseits so unverschämt plump angelegt und durchgeführt, daß man es eben der verblüffenden Wirkung der Dreistigkeit dieses Betrugs zuschreiben kann, wenn erst die lutherischen Historiker der Reformationszeit ihn ans Licht gezogen haben. Wie anmaßend ein Nicolaus I., ein Gregor VII., ein Alexander III., ein Innocenz III., ein Bonifaz VIII. Königen und Fürsten gegenüber auftreten konnte, bedarf nur der Erwähnung, und es wäre in der That überaus räthselhaft, daß ein Jahrtausend hindurch ein römischer Pontifex, eine Reihe geistlicher Usurpatoren, deren viele persönlich höchst unbedeutend, viele ekelhafte Scheusale sittlicher Verkommenheit vor und nach ihrer Thronbesteigung und verhältnißmäßig wenige an sich Männer von solcher geistiger Bedeutung waren, daß sie auch sonst auf Mitwelt und Nachwelt einigen Einfluß auszuüben fähig gewesen wären, über Gebiete, die ihn durchaus nichts angingen, und mit der Zeit über das ganze Abendland, das politisch in viele von einander unabhängige Reiche getheilt war, eine Macht und Herrschaft ausübte, wie sie nie ein Machthaber auf dem Cäsarenthron über die von Rom unterjochten Völker geübt hatte, wenn man nicht wüßte, daß hinter dem Pabstthum und in demselben eine dämonische Macht treibend und wirksam das römische Antichristenthum zu dem gemacht hätte, was es in der Geschichte der Kirche und der Welt geworden ist. So hat auch das römische Pabstthum Zeiten eines äußeren Niederganges erfahren, wie in den Tagen der Pornokratie unter Theodora und Marozia, die Zeit des Avignoneser Exils und der darauf folgenden Zwei- und Dreispaltung, Zeiten, in welchen wohl jede andere Dynastie, ohne sich von ihrer Versunkenheit je wieder zu erholen,

wie das Merowinger-Geschlecht im achten Jahrhundert von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten wäre, während hingegen das Pabstthum immer wieder das Haupt aus allem Wirrsal stolz emporrichtete und nach Gelegenheit suchte, zu beweisen, daß es nichts von alle dem, was es zu irgend einer Zeit beansprucht hatte, preisgegeben habe. Dabei ist zu erwägen, daß die Völker und ihre Fürsten Roms Joch und Last keineswegs als ein sanftes Joch und eine leichte Last empfanden, daß Bannstrahl und Interdict mit Fluchen und Maledeien, daß Opfer und Abgaben, Zehnten und Lehensgelder deutlich als das empfunden wurden, was sie waren, Maßregeln eines Tyrannen, der Leib und Seele, Hab und Gut, Zeit und Ewigkeit in seine Fesseln schlug, und es ist zum Erstaunen, daß zu den Zeiten des schwarzen Todes Tausende unter dem Interdict des Pabstes ohne geistlichen Zuspruch, Viaticum und Oelung als bewußtermaßen Verfluchte und darum der Hölle Verfallene in Verzweiflung dahinfahren konnten, ohne daß sie selber das Ungeheuer in Rom verflucht und ihre Glaubens- und Volksgenossen nebst den benachbarten Völkern sich aufgemacht hätten, um die römische Zwingburg vom Erdboden zu vertilgen. So ist auch dies merkwürdig, daß gerade die Könige und Fürsten, welche, wenn Rom mächtig wurde, regelmäßig diese Macht zu ihrem Schaden fühlen mußten, das Pabstthum immer wieder gehoben und gestützt haben, anstatt es in seinem Unrath verfaulen zu lassen. So die Ottonen, ein Heinrich III., ein Friedrich Barbarossa, ein Sigismund und andere, wie denn auch schließlich kein Kaiser und kein König die Bande des Pabstes zerbrochen, die Reformation der Kirche ins Werk gesetzt hat.

So war denn in der zweiten Hälfte des Mittelalters das ganze Abendland auf allen Gebieten des Lebens durch und durch papistisch geworden. Rom herrschte auf den Fürstenthronen und über dieselben, auf den Universitäten und durch dieselben, in den Kirchen, in den Häusern, in den Herzen, hielt alles tributpflichtig unter seiner geistlichen und weltlichen Gewalt und mästete sich von den Gütern der unter seiner Herrschaft verarmenden Völker.

Zwar es wurden auch im Laufe der Jahrhunderte hie und da Stimmen laut, welche gegen Rom und seine Anmaßungen zeugten. So rührte sich ein Hincmar von Rheims gegen die Uebergriffe eines Nicolaus I. und Hadrian II., so zeugten Marsilius von Padua und Johannes von Janduno gegen Rom und dessen Lehre und Praxis, so erhob Wycliffe vor Gelehrten und Ungelehrten seine Stimme gegen das römische Bettelvolk und andern Unfug, so wurde in Prag, wo Hus und andere aufgestanden waren, gegen den Ablaß gepredigt und des Pabstes Bulle verbrannt. Aber gerade diese Zeugen sind vielmehr ein weiterer Beweis für die furchtbare Macht, welche der Pabst ausübte; denn nicht nur war ihre Zahl im Vergleich mit des Pabstthums Anhang eine schmerzlich geringe, sondern auch die Wirkung ihres Zeugnisses war eine solche, daß auch abgesehen von dem äußerlichen traurigen Unterliegen solcher, welche sich gegen Rom zu erheben gewagt

hatten, das unbeirrte Verbleiben Roms in dem Besitz des eroberten Gebietes nur um so mehr in die Augen fallen muß. Hatte sich doch kein Volk des Abendlandes von den Banden Roms frei gemacht; stand doch auch am Ende des Mittelalters, was hoch, was angesehen, was gelehrt, was tonangebend war, allermeist in einem Unterthanenverhältniß zu dem angeblichen Nachfolger des Fischers vom Galiläischen Meer.

Aber, so fragt man wohl, war denn nicht in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gar viel die Rede gewesen von einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern? Hatten nicht große Kirchenversammlungen mit ausgesprochen reformatorischen Zwecken die Besten und Vornehmsten aus den Völkern vereinigt? War nicht besonders die Pariser Universität eine mächtige Bahnbrecherin geworden für den Grundsatz, daß die Concilien über den Päbsten stünden? Waren nicht wiederholt Inhaber des römischen Stuhls feierlich abgesetzt worden? Hatten nicht angesehene Theologen und Kirchenmänner mit beredtem Wort und scharfer Feder sich ihren reformatorischen Aufgaben gewidmet? Darauf wäre zu antworten: Wer die Synoden des fünfzehnten Jahrhunderts reformatorische Kirchenversammlungen nennt, der kennt sie nicht. Was durch dieselben geschah und beabsichtigt war, das war ja nicht gegen das Pabstthum gerichtet, sondern zielte vielmehr auf eine neue Befestigung desselben ab. Dieselben Synoden, welche Päbste absetzten, setzten ja selber wieder Päbste ein, Päbste, denen nichts ferner lag als Reformation der Kirche und die nichts Eiligeres zu thun hatten, als alle Hauptgreuel ihrer Vorgänger zu bestätigen. War doch eine Hauptaufgabe der Synode von Costnitz die Dämpfung der Ketzerei, und diese Ketzerei war die eines Wycliffe und Johannes Hus, und die Bekämpfung derselben geschah durch Fluch und Scheiterhaufen. Waren doch die Herren von der Pariser Universität bis ins innerste Mark Papisten nach Lehre und Leben und die Hauptankläger eines Johannes Hus und eines Hieronymus von Prag. Blieb doch bei allem Gerede von Reformation die aus Heidenthum und Judenthum und Türkenthum und römischem Antichristenthum und Resten biblischer Wahrheit zusammengebraute scholastische Theologie auf Universitäten und Kirchenversammlungen in ungebrochener Herrschaft und die antichristische Abgötterei der Messe und des Heiligendienstes nach wie vor allgemein in Uebung. Waren doch Päbste des fünfzehnten Jahrhunderts wie Innocenz VIII. und Alexander VI. sittliche Scheusale, wie sie greulicher nie auf dem römischen Stuhl gesessen hatten.

Aber der Humanismus, sagt man, das Licht des wiederauferstandenen antiken Geistes und der durch denselben angeregten und belebten Studien hat doch zum großen Theil die Finsterniß des Mittelalters verscheucht, daß sich die alten Schatten scheu davon zu heben angefangen hatten, daß der Tag der neuen Zeit war angebrochen, als die Reformation auf kirchlichem Gebiete einsetzte und auch da mit dem Wust des schon zum Abbruch ausgebotenen Mittelalters aufräumte. Aber auch diese Auffassung ist grund-

verkehrt und ohne alle historische Wahrheit. Auch der Humanismus konnte kein Licht geben, das er selber nicht hatte. Die humanistische Bewegung war ihrem Grundcharakter nach nicht eine reformatorische, nicht einmal eine christliche. Wie konnte der Geist des Heidenthums, der in Homer und Sophocles, in Plato und Aristophanes, in Virgil und Horaz und gar in Ovid und andern Psalmisten der sinnlichen Lust wirkte, desselben Heidenthums, das sich um die Fülle der Zeit mit aller Macht dem Christenthum entgegenstemmte, fünfzehn Jahrhunderte später die Welt zu Christo zurückführen? Nicht der Geist, der aus Gott ist, sondern das Fleisch suchte und fand bei den schönen Göttern und Göttinnen Griechenlands und Roms und ihren aus ihren Grüften aus dem Moder vergangener Jahrhunderte wiederauferweckten Verehrern seine Befriedigung. Wer daran zweifelt, der mag sich aus den Schriften eines Boccaccio und Poggio Bracciolini, aus dem Geist der florentinischen Musencleriſei in den Tagen der Mediceerherrlichkeit und aus dem Leben, das man in jenen Kreisen führte, eines Besseren überzeugen.

Wie wenig dies repristinirte Heidenthum dazu angethan war, die Macht Roms zu brechen, geht auch daraus hervor, daß nicht nur die Mediceer selber und die gefeierten Choregen der schönen Wissenschaft als Papisten gelebt haben und gestorben sind, sondern auch der Humanismus gerade in Rom und am päbstlichen Hofe willkommen geheißen und mit Wonne cultivirt wurde, wie denn gerade in den Morgenstunden der Reformation ein im antiken Heidenthum schwelgender Mediceer, Leo X., auf dem päbstlichen Stuhle saß. Ja, stellte das Pabstthum mit seiner Werkerei und seinem veräußerlichten Kirchenwesen ein neues Pharisäerthum dar, so war unter dem Einfluß des Humanismus ein neues Sadducäerthum herangewachsen, das theils neben dem pharisäischen Papismus, theils in engster Verquickung mit demselben, in denselben Räumen und denselben Personen vereinigt, eine dem Christenthum feindlich gegenüberstehende Macht bildete. So war es denn der humanistische Mediceer-Pabst, der den Bannstrahl gegen den Reformator in Wittenberg schleuderte, war Melanchthon am päbstlichen Hofe dadurch discreditirt, daß er noch die Auferstehung der Todten glaubte, bebte nicht nur derselbe Reuchlin, der sich in einen Federkrieg mit den Dunkelmännern eingelassen hatte, in heilloser Angst vor päbstlichen Richtersprüchen und ihren Folgen, sondern trat auch der gefeierte König im Humanistenreich, Erasmus, dem so wenig wie irgend einem andern jener humanistischen Schöngeister der Gedanke einer wirklichen Reformation je in den Sinn gekommen war, als er nun, da Gott die Reformation durch Luther ins Werk setzte, zu derselben endlich Stellung nehmen mußte, dem Reformator in offener Feindschaft gegenüber und für den dogmatischen Kern des Pabstthums, die falsche Lehre von der Gnade, kämpfend ein. Ja noch mehr; in Zwingli und selbst in Melanchthon wirkte humanistischer Sauerteig, der dahin gedieh, daß durch die Zwingli'sche Theologie und

durch den späteren Philippismus der Lauf des Evangeliums gehemmt und dem Papismus Vorschub geleistet worden ist. So bewies sich der Humanismus als eine nicht reformatorische, sondern der wahren Reformation seinem religiösen und sittlichen Grundcharakter nach feindlich gegenüberstehende Macht. Nicht Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit und ein Verlangen nach der göttlichen Wahrheit wurde durch den Humanismus geweckt und genährt, sondern eine Gier nach üppigem, mit einer gewissen Feinheit ausgestattetem Lebensgenuß, nicht ein himmlischer, sondern ein irdischer Sinn, nicht die Ruhe in Gott durch den Glauben an Christum und den Trost der Vergebung der Sünden in seinem Blut und nicht eine frohe Bereitschaft, das Kreuz Christi und die Schmach des Evangeliums auf sich zu nehmen, sondern ein Cultus der menschlichen Vernunft und ihrer durch natürliche Geistesgaben und Bildung glänzenden Propheten, Ruhe und Gemächlichkeit des Fleisches, eine Kreuzscheu, die in den Kämpfen der Reformation nur eine höchst verdrießliche Störung und Gefährdung des geruhsamen Dienstes der schönen Wissenschaft erblickte. Somit kann es im Interesse der Reformation nicht als beklagenswerth, sondern muß es vielmehr als erfreulich erscheinen, daß der Einfluß des Humanismus auf die Zeit seiner Blüthe keineswegs ein so weit und tief gehender geworden ist, wie man vielfach annehmen möchte. Was nämlich an dem Werk der Reformation von so wesentlicher Bedeutung war, daß es wie die Macht des Pabstthums bei den Massen des Volks, bei Bauern und Bürgern, ja in den Herzen der Knäblein und Mägdlein, in Dorf und Stadt Boden suchte und fand und so den ganzen Teig durchsäuerte, das ging dem Humanismus ab. Er war und blieb allermeist ein irdisches Paradies beschränkter Kreise vornehmerer Geister, die selbst in den Studentenschaften höherer Schulen sich einer gewissen Abgeschlossenheit befleißigten und in dem Bewußtsein, etwas Besseres zu haben und zu genießen, stolz auf die Obscuranten um sie her sowie auf das rohe unwissende Volk herabsahen, eine Art Geistesadel bildeten, der wie der Geburtsadel und der moderne Geldadel mit einer gewissen Eifersucht die nicht ebenbürtigen Elemente fernzuhalten bestrebt war. Diese Beobachtung erfährt auch dadurch keinen wirklichen Widerspruch, daß vom Humanismus berührte Personen und Genossenschaften wie die Brüder vom gemeinsamen Leben mit ihren Bürgerschulen eine gewisse Wirksamkeit unter dem Volke übten. Sie stehen in dieser Eigenschaft vielmehr nur im Contrast zu dem vornehmen Humanismus, in welchem sich dessen Charakter in seiner vollen Ausprägung darstellt, und es braucht nur noch darauf hingewiesen zu werden, daß der Humanismus zwar eine Fluth theils guter, meist schlechter lateinischer Verse und schöngeistiger, witziger, im Spiele der Gedanken sprudelnder, vielfach auch mit alten und neuen Phrasen klingelnder Bücher, wieder in lateinischer Sprache, das klassische Mönchslatein der vielfach belachten und von den durch sie Betroffenen nach einem ersten dummen Beifall mit Ingrimm hinuntergewürgten Dunkelmännerbriefe nicht

ausgenommen, hingegen keine umfang- und inhaltreiche Volksliteratur in einer Landessprache hervorgebracht hat.

Wie wenig aber die Reformation einen wohl zubereiteten Acker für ihre Aussaat, ihr Wachsthum und Gedeihen in den Völkern des Abendlandes vorgefunden hat, dafür ist ein merkwürdig in die Augen fallender Beweis Luther, der Reformator selbst. Er war seiner Jugenderziehung nach Papist. Dabei war er auch schon als Knabe unter den Einfluß des Humanismus gekommen, wie denn die Schule der Brüder in Magdeburg eine humanistisch belebte Anstalt war und Einflüsse derselben Art auch in Eisenach auf ihn einwirken konnten und eingewirkt haben. Er war als Student Papist und stand zugleich mit den Erfurter Humanistenkreisen im Verkehr, wie er denn selbst, als er zur Klosterpforte einging, seine heidnischen Poeten Plautus und Virgil mit sich trug. Er war im Kloster Papist, und in seiner Seele war es papistisch finster, ja von Kind auf durch die Knabenschulen und Universität und Kloster und scholastische und humanistische Studien hindurch stieg er von Stufe zu Stufe bis zu seiner Priesterweihe und seiner ersten Messe tiefer und immer tiefer in das papistische Wesen hinein, so daß er, wenn er in dieser Richtung sich weiter bewegt hätte, entweder im Papismus gestorben und verdorben oder im Papismus zu papistischen Ehren vorangerückt, aber ein Reformator nie und nimmer geworden wäre. Erst nach heißen Kämpfen, in denen sich alles, was in ihm war, zur Wehre setzte, kam es mit ihm dahin, daß der Geist Gottes durch seines Wortes Kraft in dem so übel zugerichteten Acker seines Herzens die Saat der seligmachenden Wahrheit eine Stätte finden ließ, in dem Papisten Luther eine Reformation wirkte, und auch das nicht mit einem Schlag vollkommen, sondern so, daß allerlei Hindernisse mehr und mehr ausgerottet und aus dem Wege geräumt werden mußten, bis das Werkzeug zugerichtet war, durch welches Gott nun die Macht des Antichrists brechen, das Licht des Evangeliums mitten in der dicksten Finsterniß des Pabstthums auf den Leuchter stellen und trotz Pabst und Teufel eine Kirche des reinen Wortes und unverfälschten Sacraments ins Dasein rufen wollte. Ja wenn die Gründung einer rechtgläubig christlichen Kirche zu aller Zeit und überall ein Wunderwerk Gottes ist, so hat sich Gottes Macht und Gnade wieder tausendfältig verherrlicht, als er inmitten der papistischen, antichristischen, mit allerlei altem und neuem Heidenthum durchsetzten und überwucherten Wüste, zu welcher der Teufel die Völker des Abendlandes gemacht hatte, sein Paradies der Kirche der Reformation erblühen ließ.

Damit ist wiederum nicht in Abrede gestellt, daß auch für das Werk der Reformation Gott der HErr seine Vorkehrungen getroffen hat, und daß zu diesen Vorkehrungen neben der in ausgedehnten Gebrauch gesetzten Buchdruckerkunst auch die Einführung der klassischen Studien, das Bekanntwerden der griechischen und hebräischen Sprache unter den Gelehrten, die Mehrung der gelehrten Gemeinwesen, wie sie in den Universitäten in

den Ländern hin und her gepflanzt und gepflegt worden waren, zu rechnen sind. So schaffte Gott für die Ausführung seines Werkes Mittel und Werkzeuge und Werkstätten, die allerdings auch zu gar andern Zwecken verwendet werden konnten und verwendet worden sind, ja bei deren Einführung der Teufel und seine Knechte sich nicht träumen ließen, zu welchen Zwecken Gott diese Dinge, wenn seine Stunde gekommen wäre, verwenden wollte und zu seinem Preis und zum Heile seiner Auserwählten verwendet hat. A. G.

Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

(Fortsetzung.)

VI.

Ebenso gründlich und genau wie die Apologie den Glauben beschreibt nach seinem Wesen, beantwortet sie auch die Frage, in welcher Beziehung der Glaube in der Rechtfertigung in Betracht kommt. Energisch verwahrt sie sich gegen jede falsche Verwerthung desselben und scheidet sorgfältig alle Gesichtspunkte für die Betrachtung des Glaubens in der Lehre von der Rechtfertigung aus, welche in derselben keine Berechtigung haben. Die ganze Argumentation zeigt mit großer Klarheit und Schärfe, warum der Glaube allein rechtfertigt und auch allein rechtfertigen *kann* und gestaltet sich so zu einer überzeugenden Rechtfertigung des lutherischen sola: sola gratia, sola justitia Christi, sola praemissio, fides sola, — Glieder Eines göttlichen Gedankencomplexes, verbunden durch nothwendige Begriffsverkettung.

Obwohl nämlich der Glaube nicht vorhanden ist, auch nicht gedacht werden kann ohne sein Correlat, die Gnade Gottes, das Verdienst Christi und die Verheißung des Evangeliums, so kann man doch gar wohl im Denken den Glauben in doppelter Weise betrachten, nämlich als das, was er als That des Menschen in sich selber ist, und als das, was er in seinem Objecte hat. In sich selber ist nun der Glaube jener *Act* der menschlichen Seele, welcher das von Gott dargebotene Heil ergreift. Gott ist es ja freilich, welcher den Glauben durch sein Wort und seinen Geist im Menschen wirkt. Aber nicht Gott, sondern der Mensch ist es, welcher glaubt. Des Menschen Verstand, Wille und Herz führt den Act des Glaubens aus, ergreift das dargebotene Heil, obwohl Gott allein es ist, der den Menschen dazu bestimmt, daß er glaubt und auch den Act des Glaubens selber im Menschen hervorruft. Nicht Gott, sondern dem Menschen drückt sonach der Glaube sein Gepräge auf. Da nun aber dieser Act des Glaubens ein dem göttlichen Willen entsprechendes Verhalten des Menschen ist, so ist auch der Glaube ethischer Natur wie die Liebe, Demuth, Geduld und andere

Tugenden und gute Werke auch. Mit dem Vertrauen des Glaubens tritt der Christ zugleich in den Gehorsam des ersten Gebotes ein. Und der Christ, welcher durch den Glauben neugeboren und umgewandelt ist, in dem der Glaube neues Leben, das Princip der Heiligung und der Quell aller Tugenden und guten Werke ist, unterscheidet sich durch seinen Glauben gerade auch sittlich von den Ungläubigen. Durch den Glauben ist die Herzensstellung des Menschen zu Gott eine andere geworden. An sich ist es darum auch nicht falsch, wenn man sagt, der Glaube sei eine sittliche That, ein gottwohlgefälliges Werk, eine sittlich gute Beschaffenheit im Menschen, eine Tugend. Als solche theilt auch der Glaube die Eigenart aller christlichen Tugenden, indem er sich nämlich in den Christen in den verschiedensten Abstufungen vorfindet vom stärksten Glauben eines Hauptmanns zu Capernaum und des cananäischen Weibes, über welchen sich selbst der Heiland verwundert, bis herab zum schwachen und schwächsten Kleinglauben, wie ihn der HErr in Israel und auch in seinen Jüngern vor Augen hat und straft.

Daß der Glaube, als Act des Menschen betrachtet, sittlicher Natur und Beschaffenheit ist, deutet auch die Apologie des Oefteren an. Seite 150, 262 heißt es z. B.: „Et plerasque alias sententias corrumpunt in scholis, propterea quia non tradunt justitiam fidei, et fidem intelligunt tantum notitiam historiae seu dogmatum, non intelligunt hanc *virtutem* esse, quae apprehendit promissionem gratiae et justitiae, quae vivificat corda in terroribus peccati et mortis.“ Als virtus wird der Glaube auch bezeichnet in der folgenden Stelle 125, 106. 107: „Maxima virtus inquiunt, justificat? Imo sicut lex etiam maxima seu prima non justificat, ita nec maxima virtus legis. Sed illa *virtus* justificat, quae apprehendit Christum, quae communicat nobis Christi merita, qua accipimus gratiam et pacem a Deo. Haec autem *virtus* fides est. Nam, ut saepe dictum est, fides non tantum notitia est, sed multo magis velle accipere seu apprehendere ea, quae in promissione de Christo offeruntur. Est autem et haec *obedientia* erga Deum, velle accipere oblatam promissionem, non minus *λατρεία*, quam dilectio. Vult sibi credi Deus, vult nos ab ipso bona accipere, et id pronuntiat esse verum *cultum*.“ Und wie in den angeführten Worten der Glaube nicht nur virtus, sondern auch obedientia erga Deum genannt wird, so auch 140, 187 obedientia erga evangelium und 97, 57 cultus, *λατρεία*, der höchste, heiligste Gottesdienst. 97, 60. 140, 187—191. 96, 49.

Obwohl es nun durchaus nicht gleichgültig ist, was der Glaube als sittliche That in sich selber ist, so kommt er doch in der Rechtfertigung nach diesem Gesichtspunkte nicht in Betracht. Wenn Gott den Sünder frei spricht, so gründet sich eben sein Urtheil in keiner Beziehung weder ganz, noch halb, noch zum allergeringsten Theile auf die ethische Beschaffenheit des Glaubens. Nicht darum vergibt Gott dem Gläubigen die Sünden,

weil sein Glaube ein gut Werk, ein dem Willen Gottes entsprechendes Verhalten, ein Gehorsam, ein Rechtverhalten, wie Gott es haben will, eine Tugend ist und den Menschen in eine gottgefällige innerliche Verfassung versetzt. Der Christ wird nicht von Sünden absolvirt in Folge seiner persönlichen Beschaffenheit durch den Glauben, nicht weil und insofern der Mensch durch den Glauben eine Herzensänderung erfahren, auch nicht weil und insofern der Glaube allerlei Tugenden und gute Werke in seinem Gefolge hat. Erst recht kann der Glaube nicht rechtfertigen, weil er des Menschen eigene gottbefriedigende Leistung sei, denn der Glaube ist Gottes Werk im Menschen, und wäre er's gleich nicht, so kommt er doch als menschliche Leistung in der Rechtfertigung nicht in Betracht. Die ethische Natur des Glaubens spielt also keinerlei Rolle in der Motivation der göttlichen Freisprechung des Sünders in der Rechtfertigung. Darum verschlägt es auch, was die Rechtfertigung betrifft, nichts, ob der Glaube schwach ist oder stark, wenig oder viel Früchte aufzuweisen hat. Das Urtheil der göttlichen Freisprechung erfolgt ebenso voll und stark über den schwächsten Glauben wie über den stärksten, ebenso ernst und kategorisch über den, welcher, was den Grad der Stärke und Freudigkeit betrifft, auf der untersten Stufe steht, wie über den, welcher die oberste Staffel des Glaubens erreicht hat. Wie auch immer vortheilhaft sich daher ein Glaube von dem andern durch seinen höheren Grad der Vollkommenheit unterscheiden mag, so bleibt das für die Rechtfertigung selber ganz irrelevant. Seinen Grund hat dies darin, weil der Glaube überhaupt nicht als ethischer Factor nach seinem ethischen Werthe und sittlichen Gehalte als Tugend und That in der Rechtfertigung in Betracht kommt. Sonst wäre auch nicht abzusehen, warum es für die göttliche Freisprechung von keinem Belang sein sollte, ob der Glaube stark oder schwach, mit wenig oder viel Werken geschmückt sei oder nicht, und wir hätten thatsächlich keine Rechtfertigung mehr aus Gnaden, sondern aus Verdienst der Werke, ja, der ganze Kampf um das sola fide wäre, genau besehen, eine unwürdige Logomachie.

Wiederholt betont denn auch die Apologie, daß der Glaube nicht rechtfertigt als gutes Werk, oder um seiner eigenen Würdigkeit willen, oder weil er Liebe und gute Werke zur Folge hat. Ehe wir lieben, ehe wir das Gesetz thun oder einig Werk, werde uns der Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. So heißt es nämlich 108, 114: „Und dieweil der Glaub, ehe wir etwas thun oder wirken, nur ihm schenken und geben lässet und empfähet, so wird uns der Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet, wie Abraham, ehe wir lieben, ehe wir das Gesetz thun oder einig Werk." Auch nicht als opus per sese dignum rechtfertigt der Glaube. „Denn der Glaube — sagt die Apologie 97, 56 — nicht darum für Gott fromm und gerecht macht, daß er an ihm selbst unser Werk und unser ist, sondern allein darum, daß er die verheißene, angebotene Gnade ohne Verdienst aus reichem Schatz geschenkt nimmt." Daß der Glaube „um seiner Würdigkeit willen" nicht rechtfertigt,

kommt 145, 215. 216 zum klaren Ausdruck, wenn Melanchthon zu Luc. 17, 10. also schreibt: „Darum soll man sich hüten für den Sophisten, so die Worte Christi also lästerlich verkehren. Denn es folget nicht: Die Werke helfen nicht, darum hilft der Glaube auch nicht. Wir müssen den groben Eseln ein grob Exempel geben. Es folgt nicht: Der Heller hilft nicht, darum hilft der Gülden auch nicht. Also wie der Gülden viel höher und stärker ist denn der Heller, soll man verstehen, daß Gläuben viel höher und stärker ist denn Werk. Nicht, daß Glauben helfe um seiner Würdigkeit willen, sondern darum, daß er auf Gottes Verheißung und Barmherzigkeit vertrauet. Glaub ist stark, nicht um seiner Würdigkeit willen, sondern von wegen der göttlichen Verheißung. Und darum verbeut Christus hie vertrauen auf eigene Werk; denn sie können nicht helfen. Dagegen verbeut er nicht vertrauen auf Gottes Verheißung. Ja, er fordert dasselbig Vertrauen auf Gottes Verheißung eben darum, dieweil wir untüchtige Knechte sind und die Werke nicht helfen können."

Unter andern führten die Römischen gegen das lutherische sola fide auch das folgende Argument ins Feld: Diejenige Tugend rechtfertigt, welche die größte ist; nun ist aber nach 1 Cor. 13, 13. die Liebe größer als Glaube und Hoffnung: so gebührt auch der Liebe in der Rechtfertigung der Vorrang vor dem Glauben. Käme nun der Glaube in der Rechtfertigung als Tugend in Betracht, so ließe sich auch gegen diesen Syllogismus der Römischen wenig einwenden. Melanchthon aber zeigt, daß, weil das Gesetz nicht rechtfertige, darum auch keine Tugend als solche, auch nicht die größte. Seite 125, 104—107 heißt es hievon also: „Aber hie sagen sie auch, die Liebe werde dem Glauben und der Hoffnung vorgezogen. Denn Paulus sagt 1 Cor. 13, 13.: Die Liebe ist die größest unter den Dreien. Nu sei es zu achten, daß die Tugend, so Paulus die größest nennet, für Gott uns gerecht und heilig mache. Wiewohl nu Paulus da eigentlich redet von der Liebe gegen den Nähesten, und so er spricht: Die Liebe ist die größest, sagt er darum, denn die Liebe geht weit und trägt viel Früchte auf Erden. Denn Glaube und Hoffnung handeln allein mit Gott. Aber die Liebe gehet auf Erden unter den Leuten um und thut viel Guts mit trösten, lehren, unterrichten, helfen, rathen, heimlich und öffentlich. Doch lassen wir zu, daß Gott und den Nähesten lieben die höhest Tugend sei. Denn dies ist das höhest Gebot: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen. Daraus folget nu nicht, daß die Liebe uns gerecht macht. Ja, sprechen sie, die höhest Tugend soll billig gerecht machen. Antwort: Es wäre wahr, wenn wir um unser Tugend willen ein gnädigen Gott hätten. Nu ist droben bewiesen, daß wir um Christus willen, nicht um unser Tugend willen angenehm und gerecht sind; denn unser Tugend sind unrein. Ja, wie dieses Gesetz das höhest ist: Du sollt Gott lieben, also kann diese Tugend, Gott lieben, am allerwenigsten gerecht machen. Denn so das Gesetz und Tugend höher ist, so wir es weniger thun können, darum sind wir

nicht um der Liebe willen gerecht. Der Glaub aber macht gerecht, nicht um unsers Thuns willen, sondern allein derhalben, daß er Barmherzigkeit sucht und empfähet, und will sich auf kein eigen Thun verlassen, das ist, daß wir lehren, Gesetz macht nicht gerecht, sondern das Evangelium, das glauben heißt, daß wir um Christus willen, nicht um unsers Thuns willen ein gnädigen Gott haben." Hat man darum gleich bewiesen, daß als Tugend betrachtet die Liebe größer ist als der Glaube, so ist damit noch nicht bewiesen, daß die Liebe größer ist als der Glaube mit Bezug auf sein Object, welches ja die unendliche Gerechtigkeit Christi selber ist.

So bitter die Römischen gleich das sola fide bekämpften, so gaben sie doch in Augsburg bereitwilligst zu, daß der Glaube rechtfertige. „Non negamus nos fide justificari, sed negamus nos sola fide justificari", sagte Cochläus. Lämmer S. 140. Zwar rechtfertige der Glaube nicht als fides informis, wohl aber als fides formata, wenn nämlich zum Glauben die Liebe hinzugekommen sei, oder initialiter, principaliter, „weil — wie die Concordienformel 530, 19 sagt — die Erneuerung, so in der Liebe gegen Gott und dem Nächsten stehe, in uns durch den Glauben angefangen werde", oder partialiter, weil der Glaube nur ein Stück von dem sei, was zur Rechtfertigung nöthig und nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit der Liebe und den guten Werken zur Rechtfertigung ausreiche. So coordinirten die Römischen den Glauben der Liebe und den übrigen Tugenden und guten Werken und brachten ihn nach seinem Werthe als Tugend für die Rechtfertigung mit den übrigen Tugenden und Werken in Rechnung und Anschlag. Wie die Liebe und die Werke, so trage auch der Glaube sein Contingent zu dem bei, was zur Rechtfertigung nöthig sei. Der Aussage der Römischen: Der Glaube rechtfertigt, lag darum eine von der lutherischen völlig verschiedene Anschauung zu Grunde und mit all ihren scheinbaren Zugeständnissen waren sie auch nicht um ein Haarbreit aus dem Kreise ihrer greulichen Werklehre herausgekommen. Die römische Lehre de fide formata, „der Glaube macht niemand fromm oder gerecht, denn um der Liebe und Werke willen" bezeichnet die Apologie darum mit Recht als eine sophistische Glosse gottloser Leute. 107, 107—110. Und davon, daß der Glaube nur principaliter oder initialiter rechtfertige, sagt Melanchthon 99, 71: „Aber etliche, wenn man sagt, der Glaub macht rechtfertig für Gott, verstehen solches vielleicht vom Anfang, nämlich daß der Glaub sei nur der Anfang, oder ein Vorbereitung zu der Rechtfertigung, also, daß nicht der Glaub selbst dafür gehalten werden soll, daß wir dadurch Gott gefallen und angenehm sind von wegen der Lieb und Werk, so folgen, nicht von wegen des Glaubens. Und solche meinen, der Glaub werde allein derhalben gelobet in der Schrift, daß er ein Anfang sei guter Werk, wie denn allzeit viel am Anfang gelegen sei. Dies aber ist nicht unser Meinung, sondern wir lehren also vom Glauben, daß wir durch den Glauben selbst für Gott angenehm sind." 108, 111. 112. Siehe auch F. C. 620, 43. 621, 49.

Käme der Glaube als das, was er in sich selber ist, in der Rechtfertigung in Betracht, so wäre es auch um unsere Seligkeit geschehen. Denn soll der Glaube vor das Forum des Gesetzes gezogen und als Tugend beurtheilt, rechtfertigen, so muß er vollkommen sein. Da nun aber der Glaube als persönliche Beschaffenheit und Tugend betrachtet auch in den besten Christen noch an allerlei Schwächen und Gebrechen krankt, so kann er auch im göttlichen Gerichte nicht bestehen, geschweige denn rechtfertigen und Vergebung der Sünden erwirken. Wie mit der Liebe und andern Werken, so ist es eben auch mit der dignitas fidei per sese vor Gott nichts. Ja, als That und Tugend des Menschen beurtheilt, bedarf der Glaube selber der Vergebung. Käme deshalb der Glaube nach seinem Werthe als Tugend oder als Quell der Tugenden und Werke in Betracht, so wäre überhaupt kein Rechtfertigungs-, sondern nur ein Verdammungsurtheil möglich.

So rechtfertigt der Glaube nicht durch das, was er in sich selber als Werk oder Tugend ist oder leistet, sondern einzig und allein durch das, was Gott ihm gibt, was er ergreift, hat und fest hält. Der Glaube rechtfertigt kraft seines Correlates: der Gnade Gottes, des Verdienstes Christi und der Verheißung im Evangelio. Nicht insofern er etwas in ihm selber ist und Gotte gibt, sondern sofern Gott dem Glauben gibt und der Glaube nimmt und hält, rechtfertigt derselbe. Die rechtfertigende Würde und Kraft des Glaubens liegt einzig und allein in seinem Objecte. Und mit Bezug auf das, was der Glaube in seinem Objecte hat, kommt er auch allein in der Rechtfertigung in Betracht. Der Glaube rechtfertigt imputative, weil ihm nämlich Christi Blut und Gerechtigkeit zugerechnet wird, da er als solcher, als Tugend, nicht rechtfertigen kann. „Justificare vero hoc loco forensi consuetudine significat reum absolvere et pronuntiare justum, sed propter alienam justitiam, videlicet Christi, quae aliena justitia communicatur nobis per fidem. Itaque quum hoc loco justitia nostra sit *imputatio* alienae justitiae, aliter hic de justitia loquendum est, quam quum in *philosophia* aut in *foro* quaerimus justitiam proprii operis, quae certe est in voluntate. . . . Sed quia justitia Christi donatur nobis per fidem, ideo fides est justitia in nobis *imputative*, id est, quo efficimur accepti Deo propter imputationem et ordinationem Dei, sicut Paulus ait (Rom. 4, 3. 5.): Fides imputatur ad justitiam.“ 139, 185. 186. Und weil der Glaube in der Rechtfertigung nicht in Betracht kommt als menschliche Tugend oder als Werk, sondern einzig und allein mit Bezug auf sein Correlat, so ist er auch nicht bloß relativ, dem Grade nach, sondern absolut, der Qualität nach, stärker als alles menschliche Werk. Die rechtfertigende Kraft des Glaubens ist eben die allmächtige, göttliche, welche allein das unendliche Verdienst Christi geben kann.

Die ganze Schrift bekennt, daß das ewige Leben dem Menschen durch das Erbarmen zu Theil werde. 141, 201. Denn wir Menschen, auch wir Christen, wenn wir gleich viel gute Werke gethan haben, bedürfen der Gnade

und Vergebung der Sünden. 117, 44. Dieses Erbarmen nun blickt der Glaube an und richtet so auf und tröstet uns. 141, 203. Gnade und Glaube sind eben correlativa, denn nur durch den Glauben kann das Erbarmen ergriffen werden. 141, 203. Durch den Glauben erkennen und ergreifen wir die Barmherzigkeit. 110, 8. 116, 40. Gnade und Barmherzigkeit läßt sich auch allein durch den Glauben fassen. 117, 44. 118, 59. So oft darum in der Schrift von Barmherzigkeit geredet wird, so ist's also zu verstehen, daß Glaube gefordert wird. 144. Gnade und Glaube heben nämlich einander nicht auf, fordern sich vielmehr gegenseitig. Und der Glaube macht nun darum gerecht, allein gerecht, nicht weil er die Gnade durch menschliches Thun ergänzt, sondern weil er die Gnade ergreift. 97, 56. Eben weil die Barmherzigkeit ergriffen werden muß, wenn sie nützen soll und dem Gewissen Ruhe geben, so kann auch allein der Glaube gerecht machen. Nur römische Blindheit, welche gratia nicht als misericordia, als favor Dei, sondern als eine Beschaffenheit im Menschen faßte, konnte hier einen Gegensatz schaffen und schließen: wenn der Glaube allein rechtfertigt, so ist die Gnade ausgeschlossen. Auch in seinen locis zeigt Melanchthon, daß wir gerade darum allein durch den Glauben gerecht werden, weil wir allein durch Gottes Erbarmen gerecht werden, und daß der Glaube eben nichts anderes ist, als Erkenntniß des göttlichen Erbarmens. Plitt, Aug. II, 43. 50. Und in der Apologie sagt er 145, 217: „Fides enim salvat, quia apprehendit misericordiam seu promissionem gratiae, etiamsi nostra opera sint indigna", und 103, 86: „So wir nu allein durch den Glauben Vergebung der Sünde erlangen und den Heiligen Geist, so macht allein der Glaube für Gott fromm. Denn diejenigen, so mit Gott versöhnet sind, die sind für Gott fromm und Gottes Kinder, nicht um ihrer Reinigkeit willen, sondern um Gottes Barmherzigkeit willen; so sie dieselbige fassen und ergreifen durch den Glauben. Darum zeuget die Schrift, daß wir durch den Glauben für Gott fromm werden. So wollen wir nu Sprüche erzählen, welche klar melden, daß der Glaube fromm und gerecht mache, nicht derhalben, daß unser Gläuben ein solch köstlich rein Werk sei, sondern allein derhalben, daß wir durch Glauben, und sonst mit keinem Ding, die angebotene Barmherzigkeit empfahen."

Würde und Kraft des Glaubens liegt also in dem, was er aus der Hand der Gnade empfängt, und was die Gnade dem Glauben gibt, ist eben das Verdienst Christi. Wir werden vor Gott fromm und gerecht aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, die in Christo verheißen ist. 94, 43. Die Vergebung muß eben erworben und die Freisprechung der göttlichen Gerechtigkeit abgekauft werden. Dazu ist aber ein Schatz und edles Pfand nöthig, um die Sünden aller Welt zu bezahlen. 96, 54. Dieser Schatz ist nicht Liebe und gute Werke des Menschen, sondern Christi Blut und Verdienst. 115, 36. 96. 53. Christi Verdienst aber ist über allem menschlichen

Thun hoch erhoben. „Longe supra nostram munditiem, imo longe supra ipsam legem collocari debent mors et satisfactio Christi, nobis donata, ut statuamus nos propter illam satisfactionem habere propitium Deum, non propter nostram impletionem legis.“ 118, 57. Das wußten auch die Väter, daß Christus sollt der Schatz sein, dadurch unsere Sünden bezahlet werden, und daß Gott durch Christum wollte Segen, Gnade, Heil und Trost geben. 97, 57. 118, 58. Dazu ist Christus gegeben, daß um seinetwillen unsere Sünden vergeben werden. 110, 11. Durch sein Leiden und Sterben hat Christus uns die Gerechtigkeit erworben und Gott versöhnt. Und weil Christus propitiator ist, darum ist er auch justificator. 151, 268. Nec est justificatio somnianda omisso propitiatore Christo. 124, 102. Nicht aus eigener, sondern kraft fremder, zugerechneter Gerechtigkeit wird darum der Mensch gerecht. 139, 185. 186. Diese Gerechtigkeit aber will ergriffen, angeeignet sein. Und das geschieht durch den Glauben. Die um Christi willen geschenkte Versöhnung empfangen wir allein durch den Glauben. 115, 38. Durch den Glauben halten wir uns an den Mittler Christus, 129, 124, und wird Christus unser, 128, 118, erlangen wir Vergebung, 115, 38, halten wir Christum dem Zorne Gottes entgegen. 139, 179. Reconciliati fide propter Christum justi refutemur, non propter legem aut propter opera nostra. 118, 56. Und zwar geschieht dies sola fide. Nam fides tantum apprehendit propitiatorem Christum. 126, 110. Und allein durch den Glauben erkennen wir Christum. 111, 14. 114, 33. Ja, Christum kann man nicht fassen, denn allein durch den Glauben. Darum so werden wir auch allein durch den Glauben vor Gott gerecht. 123, 91. Durch die Liebe, oder die Demuth, oder die Werke kann man Christum als einen Mittler nicht fassen, sondern allein so, daß wir dem Wort gläuben, welches ihn als einen Mittler predigt. 101, 81. Darum macht also der Glaube allein gerecht, weil Christus allein unsere Gerechtigkeit ist. Das sind nicht widersprechende, sich gegenseitig aufhebende, sondern einander nothwendig bedingende Aussagen. Es war ein unsinniges Argument, als die Römischen schlossen: „Si sola fides justificat, sciunt omnes dialectici, Christum a justificatione excludi.“ Lämmer S. 143. Christi Verdienst und der Glaube sind eben correlata. Christi Verdienst fordert Glauben, und der Glaube stellt nicht sich und sein Werk, sondern einzig und allein Christi Verdienst dar. 95, 47. Mit der einen Aussage steht und fällt darum die andere, geschweige denn, daß die eine die andere aufheben sollte. Gerade darum allein durch den Glauben, weil allein durch Christum und wiederum, weil allein durch Christum, darum nothwendig allein durch den Glauben. Christi Verdienst will eben ergriffen und das Fundament unsers Vertrauens sein. „Christus — so heißt es 99, 69 — ist unser einiger Mittler: also kann auch diesen Spruch niemands umstoßen: Durch den Glauben werden wir rechtfertig ohne Werke. Denn wie will Christus der Mittler sein und

bleiben, wenn wir nicht durch den Glauben uns an ihn halten, als an den Mittler, und also Gott versöhnet werden, wenn wir nicht gewiß im Herzen halten, daß wir um seinetwillen für Gott gerecht geschätzt werden?" Und zu Ebr. 4, 15. bemerkt die Apologie 102, 82: „Er heißt uns zu Gott treten, nicht im Vertrauen unserer Werke, sondern im Vertrauen auf den Hohenpriester Christum; derhalben fordert er je klar den Glauben." Wer darum leugnet, daß der Glaube allein gerecht macht, der läßt im Grunde Christum selber fahren. Und dies ist gerade das Interesse, welches wir Lutheraner in der Vertheidigung des sola fide haben, daß wir uns das sola gratia nicht verkümmern und das solus Christus nicht nehmen lassen wollen. Alles aber, was man dem sola fide abbricht, geschieht zur Schmach der Gnade und Leiden Christi. Die Wahrheit, daß Christus allein ist causa meines Heils und Schatz, dadurch ich angenommen bin, steht nur so lange als das sola fide bleibt. „Nam — so schreibt die Apologie 140, 192 — qui docent, quod dilectione justificemur legis justitiam docent, nec uti docent Christo mediatore in justificatione." Und 180, 77: „Derhalben heißt das Christum geschmäht und das Evangelium abgethan, wenn jemand wollt halten, daß wir Vergebung der Sünde durch das Gesetz oder auf andere Weise denn durch den Glauben an Christum erlangen."

So rechtfertigt der Glaube darum, weil die Gnade und das Verdienst Christi rechtfertigen, welches der Glaube ergreift. Von der Gnade und dem Verdienst Christi könnte aber kein Mensch wissen, wenn nicht Gott selber davon dem Menschen in seinem Wort gesagt hätte. Durchs Wort allein will nun gerade auch das Erbarmen Gottes mit uns handeln. Die Apologie schreibt 99, 67: „Nu kann man mit Gott doch je nicht handeln; so läßt sich Gott nicht erkennen, suchen noch fassen, denn allein im Wort und durchs Wort, wie Paulus sagt: Das Evangelium ist eine Kraft Gottes allen, die daran gläuben. Item zu den Römern am 10.: Der Glaub ist aus dem Gehör. Und aus dem allein sollt je klar gnug sein, daß wir allein durch den Glauben für Gott fromm werden. Denn so wir allein durchs Wort Gottes zu Gott kommen und gerecht werden, und das Wort kann niemands fassen, denn durch den Glauben, so folget, daß der Glaub gerecht macht." (Siehe 87, 5. 6.) Das Wort, das Evangelium, die Verheißung von der Gnade Gottes und dem Verdienst Christi rechtfertigt, weil es die Gnade und Christi Verdienst nicht bloß kund thut, sondern auch darbietet und den Sünder von Sünden absolvirt und rechtfertigt. Im Worte wird die Barmherzigkeit Gottes angeboten. 103, 86. Das Evangelium lehrt, daß man gerecht werde, wenn man an Christum glaubt. 95, 47. Evangelium cogit uti Christo in justificatione. 138, 170. 139, 178. Haec est ipsa vox evangelii propria, quod propter Christum, non propter nostra opera, fide consequamur remissionem peccatorum. 135, 152. 153. Durch Christum wird uns die Gerechtigkeit zugerechnet,

aber an den Namen Christi kann man nicht anders glauben, denn daß ich höre predigen den Verdienst Christi und solches fasse. 105, 98. 101, 81. So bietet das Evangelium die Gnade, Christum, Vergebung und Rechtfertigung an. 94, 40. Justificatio contingit per gratuitam promissionem. Evangelium, quod est proprie promissio remissionis peccatorum et justificationis propter Christum, praedicat justitiam fidei in Christum. 94, 43. 44. Absoluti sumus propter verbum Christi. 151, 276.

Wenn Gott nun also im Worte der Verheißung die Vergebung und Rechtfertigung anbietet, so will er auch, daß sie durch den Glauben genommen wird. Die Verheißung fordert Glauben. 132, 137. 138. Das Evangelium ist das Wort, das uns gebeut zu glauben. 144. Glaube ist der Gehorsam gegen das Evangelium. „Das ander — heißt es 133, 141 — ist die Verheißung oder Absolutio. Wo nu Verheißung ist, muß Glauben sein. Denn Verheißung kann nicht anders empfangen werden, denn daß sich das Herz verlässet auf solch Gottes Wort und siehet nicht an eigene Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Darum fordert Daniel auch Glauben; denn also laut die Verheißung: Deine Sünden werden geheilet." Wie nämlich Gnade und Glaube, Christi Verdienst und Glaube, so sind auch Verheißung und Glaube correlata. 142, 203. Eine Verheißung oder Zusage kann man eben nur entweder durch Glauben annehmen oder durch Unglauben negiren und lügenstrafen. 184, 94. Tertium non datur. Das gilt schon im gewöhnlichen Leben von einer in Worte gefaßten Verheißung oder Verzeihung. Man kann sie nur durch Glauben annehmen oder durch Unglauben verschmähen. So ist auch mit der göttlichen Verheißung nichts anzufangen, als daß man ihr entweder traut oder mißtraut. Die Verheißung wird durch den Glauben empfangen. 96, 53. 56. Durch Werk kann niemands die Verheißung Gottes fassen, sondern allein mit dem Glauben. 108, 112—114. Eben hierdurch unterscheidet sich der Glaube von der Liebe, Demuth, Geduld und allen andern Tugenden und Werken, daß er das Vertrauen des Herzens ist, welches die göttliche Verheißung oder Absolution als wahr hinnimmt. „Die Absolution — schreibt Melanchthon 177, 61 — aber ist nichts anders, denn das Evangelium, ein göttliche Zusage der Gnaden und Hulde Gottes ꝛc. Darum kann man sie nicht haben noch erlangen, denn allein durch den Glauben. Denn wie kann denjenigen das Wort der Absolution nütz werden, die sie nicht gläuben? Die Absolution aber nicht gläuben, was ist das anders, denn Gott Lügen strafen? Dieweil das Herz wanket, zweifelt, hält's für ungewiß, das Gott da zusaget. Darum stehet 1 Joh. 5 geschrieben: Wer Gott nicht gläubt, der lügenstraft ihn, denn er gläubt nicht dem Zeugniß, das Gott von seinem Sohne zeuget." Ferner heißt es 102, 84: „Zum vierten, Vergebung der Sünde ist verheißen um Christus willen. Darum kann sie niemands erlangen, denn allein durch den Glauben. Denn die Verheißung kann man

nicht fassen noch derselben theilhaftig werden, denn allein durch den Glauben." (Siehe noch folgende Stellen der Apologie, in welchen sich obige Argumentation wiederholt: 99, 70. 108, 112. 130, 126. 135, 151. 139, 176. 171, 173. 178, 63. 181, 80. 185, 8. 205, 20. 207, 10.) So folgt wieder mit Nothwendigkeit, daß allein der Glaube rechtfertigt, weil allein die Verheißung des Evangelii rechtfertigt, und die Verheißung einzig und allein durch den Glauben ergriffen werden kann. Wer darum den Glauben leugnet, leugnet auch die Verheißung des Evangelii. Qui negant fidem justificare, nihil nisi legem abolito evangelio et abolito Christo docent. 99, 70. Mit dem sola fide steht und fällt die Verheißung und mit der Verheißung das sola fide.

Der eigentliche Grund, warum allein der Glaube rechtfertigt, ist nach der Apologie demnach der, weil allein die Gnade, das Verdienst Christi und die Verheißung des Evangelii rechtfertigen, und der Glaube das einzige Mittel ist, wodurch diese Güter ergriffen werden. „Es ist auch weder Reu oder Liebe oder andere Tugend, sondern allein der Glaube das einige Mittel und Werkzeug, damit und dadurch wir Gottes Gnade, das Verdienst Christi und Vergebung der Sünden, so uns in der Verheißung des Evangelii fürgetragen werden, empfangen und annehmen können." So faßt die Concordienformel 616, 31 das aus der Apologie Zusammengestellte kurz zusammen. Und daß die Lehre von der Rechtfertigung nur so lange klar bleibt, als man sein Augenmerk nicht vom Correlate des Glaubens verliert, spricht Melanchthon Brenz gegenüber aus in einem Schreiben vom Mai des Jahres 1531, welches also lautet: „Augustin hat der Lehre Pauli nicht Genüge gethan, wenn er ihr gleich näher kommt als die Scholastiker. Ich führe ihn als gänzlich mit uns übereinstimmend an, weil man allgemein so von ihm hält, obwohl er die Gerechtigkeit des Glaubens nicht klar genug darlegt. Glaube mir, mein Brenz, die Frage von der Glaubensgerechtigkeit ist schwierig und dunkel, doch wirst du sie recht durchschauen, wenn du deine Augen ganz abwendest von dem Gesetze und von der Einbildung Augustins, daß das Gesetz zu erfüllen sei, dein Herz allein auf die Gnadenverheißung richtest und glaubst, daß wir um der Verheißung und um Christi willen gerecht sind, das heißt, von Gott angenommen werden und Frieden finden."

Gnade Gottes, Christi Verdienst, Verheißung des Evangeliums und Glaube des Menschen stehen also zu einander in keiner willkürlichen Verbindung. Daß Gott das Heil des Sünders gerade an den Glauben geknüpft hat, und Gottes Augen auf den Glauben, allein auf den Glauben, sehen, ist keine zufällige Laune. Gott hat nicht etwa aus der Menge der Tugenden und Werke blindlings eine herausgegriffen, um an dieselbe die Seligkeit zu knüpfen. Die Begriffsverkettung in der Lehre von der Rechtfertigung bezeichnet die Apologie nachdrücklich und wiederholt als eine nothwendige. Der Glaube rechtfertigt nach der Apologie, weil eben die Liebe, die Demuth, die Geduld und andere Tugenden und Werke nicht rechtfertigen

können. Von allen denkbar möglichen Acten ist es allein der Glaube, welcher den Sünder retten kann. Der Glaube ist der einzig richtige Griff zum Heil. Und das kommt eben daher, weil absolut gar nichts den Sünder retten und rechtfertigen kann als die Gnade, das Verdienst Christi und die Vergebung, welche Gott umsonst im Worte darbietet. Da nun aber von allen Tugenden und Werken allein der Glaube diese Güter dem Menschen zu eigen machen kann, so kann auch der Glaube allein rechtfertigen. „Es möcht aber jemands unter ihnen fragen: So wir selbst bekennen, daß die Lieb eine Frucht des Geistes sei, und so die Liebe dennoch ein heilig Werk und Erfüllung des Gesetzes genennet wird, warum wir denn auch nicht lehren, daß sie für Gott gerecht mache? Antwort: Erst ist das gewiß, daß wir Vergebung der Sünde nicht empfahen weder durch die Liebe noch um der Liebe willen, sondern allein durch den Glauben um Christus willen. Denn allein der Glaub im Herzen siehet auf Gottes Verheißung, und allein der Glaub ist die Gewißheit, da das Herz gewiß darauf stehet, daß Gott gnädig ist, daß Christus nicht umsonst gestorben sei" ꝛc. Von guten Werken, von der Liebe und andern Tugenden, von der Geduld, der Keuschheit, dem Gehorsam gegen die Obrigkeit ꝛc. gilt dies aber nicht. 113, 26—31. Gäbe es eine andere Weise, des Verdienstes Christi, der Gnade Gottes und der Verheißung des Evangeliums theilhaftig zu werden, als die des Glaubens, so wäre der Gedankenzwang in der Lehre von der Rechtfertigung auch kein nothwendiger. Ebensowenig aber wie ein anderes Mittel der Erlösung als das des Blutes JEsu Christi, des Sohnes Gottes, möglich war, ist ein anderer Weg als der Glaube denkbar, dieser Erlösung theilhaftig zu werden.

So rechtfertigt der Glaube allein und zwar necessario. „Procul — schreibt die Apologie 138, 175—177 — procul a ratione humana, procul a Moise rejiciendi sunt oculi in Christum, et sentiendum, quod Christus sit nobis donatus, ut propter eum justi refutemur. Legi numquam in carne satisfacimus. Ita igitur justi reputamur non propter legem, sed propter Christum, quia hujus merita nobis donantur, si in eum credimus. Si quis igitur haec fundamenta consideraverit, quod non justificemur ex lege, quia legem Dei humana natura non potest facere, non potest Deum diligere, sed quod justificemur ex promissione, in qua propter Christum promissa est reconciliatio, justitia et vita aeterna: is facile intelliget *necessario* tribuendam esse justificationem fidei, si modo cogitabit Christum non esse frustra promissum, exhibitum, natum, passum, resuscitatum, si cogitabit promissionem gratiae in Christo non esse frustra, praeter legem et extra legem factam esse statim a principio mundi, si cogitabit promissionem fide accipiendam esse. . . . Haec tam perspicua, tam manifesta sunt, ut miremur tantum esse furorem adversariorum, ut haec vocent in dubium. Manifesta ἀπόδειξις est, quum non justi-

ficemur coram Deo ex lege, sed ex promissione, quod *necesse sit* fidei tribuere justificationem. Quid potest contra hanc ἀπόδειξιν opponi, nisi totum evangelium, totum Christum abolere quis volet?"

Daß Melanchthon in der Apologie immer wieder auf diesen nothwendigen Zusammenhang der biblischen Begriffe in der Rechtfertigungslehre hinweist, hat seinen Grund nicht darin, weil er die lutherische Lehre demonstriren und so der Vernunft plausibel machen wollte, sondern vielmehr darin, weil die Römischen, geblendet durch ihre Werklehre, scheinbar schlechterdings keinen Einblick in den Zusammenhang der lutherischen Schriftgedanken von der Rechtfertigung zu gewinnen vermochten. Glaubten die Römischen doch, wie oben erinnert, mit dem krassen Syllogismus: „Si sola fides justificat, sciunt omnes dialectici, Christum a justificatione excludi", die Lutherischen widerlegt zu haben. Um der stumpfen Gegner willen machte darum Melanchthon immer neue Ansätze, um den Römischen einen Einblick in den Gang, den Zusammenhang und die Verknüpfung der Begriffe in der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung zu ermöglichen. So kehren die Gedanken immer wieder: Gerade darum allein durch den Glauben, weil allein aus Gnaden, um Christi willen, im Evangelio. Die lutherischen Bekenner selber aber machte eben diese klare Einsicht in die Relativität der die Lehre von der Rechtfertigung constituirenden Begriffe unerbittlich in ihrem Festhalten an dem lutherischen Schibboleth, dem Wörtlein sola, gegen welches die Römischen in Augsburg immer mehr ihre ganze Streitmacht concentrirten. Sie hatten klar erkannt, daß mit dem sola fide auch das sola gratia und das sola justitia Christi, wie auch das sola promissio Evangelii stehe und falle, und daß man das sola fide nicht erschüttern könne, ohne zugleich auch sämmtliche anderen integrirenden Begriffe der Rechtfertigungslehre ins Schwanken zu bringen, und daß jeder, der mit irgend einem Stück der Rechtfertigungslehre Ernst machen wolle, sich auch nothwendig zu dem sola fide bekennen müsse. Ja, die lutherischen Bekenner in Augsburg hatten klar erkannt, daß, wenn man gleich das Wörtlein fides stehen, aber das Wörtlein sola fallen lasse, damit doch der Glaube selber, und die Gnade und Christi Verdienst und die Verheißung des Evangeliums, — die ganze lutherische Position preisgegeben, der Rechtfertigungslehre der Boden ausgestoßen und der römischen Werklehre der Einzug in die Kirche wieder gebahnt werde.

Weshalb aber unsere Kirche das sola nicht fallen lassen kann und will und braucht, ob es sich gleich Röm. 3, 28. den Buchstaben und Silben nach nicht findet, darüber läßt sich die Apologie 100, 73. 74 also vernehmen: „Etliche fechten groß an das Wort *sola*, so doch Paulus klar sagt zu den Römern am 3, 28.: So halten wir es nu, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk; item zun Ephesern am 2, 8.: Gottes Gabe ist es, nicht aus euch noch aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme; item zun Römern am 3, 24. dergleichen. So nu dieses Wort und diese

exclusiva *sola* etlichen so hart entgegen ist und so übel gefällt, die mögen an so vielen Orten in den Episteln Pauli auch diese auskratzen: aus Gnaden, item nicht aus Werken, item Gottes Gabe ꝛc., item daß sich niemand rühme ꝛc. und dergleichen, denn es sind ganz starke exclusivae. Das Wort aus Gnaden schleußt Verdienst und alle Werke aus, wie die Namen haben. Und durch das Wort *sola*, so wir sagen: Allein der Glaub macht fromm, schließen wir nicht aus das Evangelium und die Sacrament, daß darum das Wort und die Sacrament sollten vergeblich sein, so es der Glaub alles allein thut, wie die Widersacher uns alles gefährlich deuten; sondern unsern Verdienst daran schließen wir aus. Denn wir haben oben genug gesagt, daß der Glaube durchs Wort kömmt; so preisen wir das Predigtamt und Wort höher und mehr denn die Widersacher, so sagen wir auch, die Liebe und Werk sollen dem Glauben folgen. Darum schließen wir die Werk durchs Wort *sola* nicht also aus, daß sie nicht folgen sollten; sondern das Vertrauen auf Verdienst, auf Werk, das schließen wir aus und sagen, sie verdienen nicht Vergebung der Sünden." F. B.

(Schluß folgt.)

(Eingesandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Südost-Missouri.)

Vom Privatstudium des Pastors.

Vom Privatstudium des Pastors wollen wir handeln. Das ist ein sehr wichtiger und recht beherzigungswerther Gegenstand für eine Pastoralconferenz. Schon bei Nennung des Themas: „Privatstudium des Pastors" werden wir bedenklich. Es regen sich sofort Gedanken in uns, „die sich unter einander verklagen oder entschuldigen". Wir müssen uns schuldig bekennen, daß wir in diesem Stücke nicht immer so unermüdlich und treu sind, wie wir sein sollten. Wir haben aber auch sofort eine ganze Anzahl von Entschuldigungen bei der Hand, mit denen wir die anklagenden Gedanken zu beschwichtigen suchen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade diesem Stücke unsers Amtes, dem Privatstudium, oftmals scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentreten. Von diesen Schwierigkeiten und Hindernissen des Privatstudiums wollen wir zur Einleitung zuerst reden, ehe wir zu unserm eigentlichen Gegenstande, dem Privatstudium selbst, übergehen und die zwei Fragen zu beantworten suchen: Was soll uns zu demselben bewegen? und: Womit soll es sich beschäftigen?

Zuerst also mögen einige einleitende Worte über die Schwierigkeiten und Hindernisse gesagt werden, die sich dem Privatstudium des Pastors in den Weg stellen. Deren sind hauptsächlich zweierlei, welche aber Hand in Hand arbeiten: 1. diejenigen, welche von innen heraus aus unserm Fleisch

und Blut kommen, 2. diejenigen, welche von außen an uns herantreten und erstere bestärken.

Wenn der HErr JEsus Matth. 26, 41. zu seinen Aposteln sagen muß: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", so lehrt er, daß die Christen, auch die Pastoren, neben dem Geist, der uns zu allem Guten willig macht, auch noch das Fleisch haben, welches die Freudigkeit des Geistes brechen und hindern will. Folgt daraus schon, daß alles, was wir Christen, vom Geiste Gottes getrieben, thun, noch voll Mängel und unvollkommen ist, so folgt noch viel mehr daraus, daß wir fort und fort gegen das Fleisch zu wachen, zu beten und zu kämpfen haben, damit das Fleisch nicht zur Herrschaft komme und den Geist ersticke. Daher gesteht und klagt der große Heidenapostel Paulus Röm. 7, 21—24.: „So finde ich nun in mir ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Dieses Fleisch regt sich nun auch bei uns in mancherlei Weise, um uns am Privatstudium zu hindern. Es hält uns von demselben ab durch die immer wieder mächtig werdende angeborne Trägheit. Wir sind von Natur faul. Unser alter Adam scheut sich vor der Arbeit, am meisten vor der von Gott gebotenen Berufsarbeit. Er drückt sich um dieselbe herum, wo er nur kann. Auch uns gilt die Ermahnung, Röm. 12, 11.: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt." — Ja, unser alter Adam ist nicht nur träge zu göttlichen Dingen, er haßt sie geradezu. Unser Fleisch ist um kein Haar besser, als das Fleisch aller Gottlosen. Es schwächt nicht nur den Glauben, es erkaltet nicht nur den Eifer, es hat nicht nur gar keine Lust am HErrn und seinem Wort, sondern es ist voll Widerwillen gegen alles Göttliche. Ginge es nach unserm Fleische, so würden wir nie zum Privatstudium kommen. Es kostet oft sauren Kampf und Selbstüberwindung. — Aus unserm angebornen Verderben fließt auch die Verzagtheit und Ueberhebung unsers Herzens, welche uns oft das Privatstudium verleiden oder als unnöthig hinstellen will. „Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding." In bösen Tagen werden wir verzagt, muthlos, müde. Wir denken: Was nützt doch all dein treues Studiren? Du richtest doch nichts aus! In schweren Kämpfen und Leiden ist unser Herz oft so von Traurigkeit eingenommen, daß es sich zu nichts mehr aufraffen kann. Da bleibt denn oft unser Privatstudium liegen. Darauf weist Ebr. 12, 11—13. hin: „Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Kniee, und thut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht jemand

strauchele wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde" (eigentlich: damit das schon Gelähmte nicht vollends ganz verrenkt oder ausgedreht werde). In guten Tagen hingegen werden wir trotzig, höffärtig. Wir denken dann leicht: Ich habe schon so oft über alle Lehrgegenstände gepredigt, und ich habe schon eine solche Geschicklichkeit in den Hauptfragen, die im Predigtamte zu entscheiden sind, erlangt, daß noch ein besonderes Privatstudium nicht mehr nöthig ist! Man verläßt sich auf seine Begabung, Geschicklichkeit, Schlagfertigkeit, Gedächtniß, gutes Mundwerk und dergleichen. Man vergißt der eigenen Untüchtigkeit. Man fragt nicht mehr mit Paulo: „Wer ist dazu tüchtig?" Man bedenkt nicht mehr, daß Gott uns nur durch sein Wort tüchtig mache. Die Wichtigkeit des Predigtamtes tritt vor den Augen immer mehr zurück, die Ausrichtungen des Predigtamtes sinken immer mehr zu einer Gewohnheitssache und bloßen Schablone herab, wenn man schon alles zu wissen vermeint und ohne Privatstudium fertig zu werden sich vermißt. Es kann nicht genug betont werden, daß die Studienjahre im Prediger-Seminare doch eigentlich nur die Grundlegung zur Führung unsers Amtes und die Anleitung gewesen sind, wie und auf welchen Gebieten der berufene Kirchendiener sich weiter auszubilden hat. Es ist ein trotzig Herz, welches meint: Für meine Gemeinde ist das, was ich ihr biete, gut genug, ich brauche mir keine weitere Mühe zu geben. — Unser Fleisch ist auch darin bei uns thätig und geschäftig, um uns vom Privatstudium abzuhalten, daß es unser Herz theilt, von Gott herabzieht, auf irdische Dinge lenkt. Unser Herz ist voller bösen Lüste. Es hat Lieblingswünsche, deren Erfüllung es begehrt, es sucht irdischen Vortheil und Gewinn, es hat seine Liebhabereien und Lieblingsbeschäftigungen, auf die es Zeit und Kraft verwenden will. Es sucht anderes im heiligen Predigtamte, als Seelen selig zu machen. Darum auch gerade uns Predigern das Wort vorgehalten werden muß: „Niemand kann zween Herren dienen."

Unser alter Adam, der uns so viele und mancherlei Klötze in den Weg legt, wird nun bestärkt durch allerlei Hindernisse, welche von außen herantreten und in der That das Privatstudium oft ganz bedeutend erschweren. Da kommt ein Pastor in eine neue Gemeinde, hat wohl kaum ein Stübchen für sich und muß noch obendrein viele und weite Missionsreisen machen. Er denkt: Mögen andere Pastoren studiren, so viel sie wollen, ich finde keine ruhige Stunde dazu. Oder der Pastor muß den ganzen Tag Schule halten, nach derselben seine Kranken besuchen, dann ist er erschöpft. Oder er hat eine große Gemeinde, deren Glieder weit zerstreut wohnen, er hat weite Wege zurückzulegen, viele Amtshandlungen zu verrichten, so daß er täglich todmüde nach Hause kommt. Oder der Pastor ist selbst leidend, von schwacher Gesundheit, mit permanentem Kopfweh behaftet, er ist daher froh, wenn er die nöthigste Arbeit für seine Gemeinde gethan hat. Den einen hindert am Privatstudium die Mattigkeit des Alters, den andern die Vollblütigkeit der Jugend. Ein Pastor hat auch viele Abhaltungen in

Hof und Haus, die er als begründete Hindernisse des Privatstudiums vorschützen möchte. Da sind Krankheiten in der Familie, Hülfsarbeiten für die leidende Frau, Erziehung der Kinder, und mancherlei Besorgungen für Haus, Stall und Garten, die nicht umgangen werden können. Hartmann schreibt von den Pastoren, welche sich durch die zuletzt genannten Arbeiten vom Privatstudium abhalten lassen, in seiner Pastorale Evangelicum: „Wir billigen die verkehrte Weise gewisser Prediger, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, durchaus nicht, welche größere Sorge für die Fütterung ihres Viehes und die Bestellung ihrer Aecker, als für ihre Studien und die Förderung des Seelenheiles ihrer Pfarrkinder tragen. Diese würde man richtiger Viehhirten als Seelenhirten nennen. Das sagen wir nicht, als ob wir es absolut und an sich mißbilligten, daß ein Prediger irgend welche Sorge für sein Hauswesen trage (wenn es nur ohne Schaden des Amts und der Studien geschieht), die auf die Fütterung des Viehs und die Bestellung der Aecker verwandt wird. Aber er soll zuerst und hauptsächlich auf sich selbst und auf die Lehre Acht haben, und nicht um der Nahrung und Kleidung willen besorgt und ängstlich arbeiten, weil Gott selbst unser Erbe ist, der wird uns Feld, Weinberg, Oelgarten, Saat, Acker und Frucht zugleich sein, und weil Christus nicht dulden wird, daß seinen Knechten etwas fehlt, Luc. 22, 35. Wehe daher jenen Drohnen, welche die Heerde nicht weiden, sondern aufzehren. Diese durchbohrt der Prophet Ezechiel mit dem Schwerte seines Wortes, Ezech. 34. Denn es ist unsere Aufgabe, nicht unsern Gewinn, sondern die Seligkeit der Schafe zu suchen, 2 Cor. 12, 14.: ‚Ich suche nicht das Eure, sondern euch.‘ Wir sind zu Menschenfischern, nicht zu Goldfischern gesetzt. Darum sollen die Prediger, wie Aquinas treffend sagt, größere Sorge für die Mehrung der geistlichen Güter in der Gemeinde haben als für den Erwerb irdischer Güter.“ — Hierzu gesellen sich noch mancherlei traurige Vorfälle in der Gemeinde, welche die Gedanken beschäftigen, die Nachtruhe rauben und am ernsten Privatstudium hindern. Der Zustand einer Gemeinde scheint zuweilen vor Menschenaugen so hoffnungslos, daß der Pastor denkt: Deine Arbeit ist vergeblich. Aergerliche, schwere Kirchenzuchtsfälle, Undank der Zuhörer, Lästerungen und Verleumdungen beschweren unser Herz so, daß wir meinen, nicht im Stande zu sein, uns noch mit Privatstudium zu beschäftigen. Wer will alle Umstände und Gelegenheiten aufzählen, welche der böse Feind gebraucht, um uns am Privatstudium zu hindern, bis er uns endlich dahin gebracht hat, daß wir es ganz liegen lassen? Und dennoch ist ohne Privatstudium die rechte Ausübung des heiligen Predigtamtes auf die Dauer nicht möglich. So unglaublich es oft zu sein scheint, daß unter solchen schwierigen Verhältnissen, wie sie soeben erwähnt wurden, noch studirt werden könne, so klar und deutlich lehrt die Schrift, es müsse dennoch geschehen. Darauf wollen wir etwas näher eingehen, indem wir uns zuerst die Frage vorlegen:

I. Was soll uns zum Privatstudium bewegen?

1. Gottes Wille und Gebot. Was Gott allen Christen vorhält und gebietet, geht doch auch die Prediger an. Gott will, daß alle Christen an Erkenntniß zunehmen und nicht Kinder bleiben am Verständniß; wie viel nöthiger ist dies für einen Diener des Wortes! Col. 1, 9—11.: „Wir hören nicht auf für euch zu beten, . . . daß ihr wandelt würdiglich dem HErrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seid in allen guten Werken, und wachset in der Erkenntniß Gottes." 2 Petr. 3, 18.: „Wachset aber in der Gnade und Erkenntniß unsers HErrn und Heilandes JEsu Christi." 1 Cor. 14, 20.: „Lieben Brüder, werdet nicht Kinder an dem Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder, an dem Verständniß aber seid vollkommen", eigentlich: „werdet vollkommen", das heißt, immer vollkommener. Joh. 5, 39.: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget."

Was nun Gott in diesen Sprüchen allen Christen mit Einschluß der Prediger sagt, das befiehlt er den berufenen Kirchendienern noch insonderheit und ausdrücklich mit den Worten, welche Paulus an den jungen Timotheus richtet, 1 Tim. 4, 13.: „Halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren." Hier wird das Lesen oder Studiren allen Pastoren neben dem Ermahnen und Lehren als Amtspflicht von Gott selbst aufgelegt. Dr. Walther sagt in seiner bekannten Pastoralpredigt zu diesem Spruche: „Wie wir aus unserm Textvers ersehen, setzt Paulus Lesen und Lehren neben einander und gibt damit die zwei eigentlichen Amtsverrichtungen eines Kirchendieners an, welche alle andern in sich fassen. Er will daher ohne Zweifel einen jeden Kirchendiener davor warnen, noch etwas anderes zu seinem Lebensberuf zu machen, als Lesen und Lehren. Lehrt ein Prediger nicht, so soll er lesen. Der Apostel legt sich in seinem zweiten Briefe an den Timotheus selbst aus, wenn er da schreibt: ‚Leide dich als ein guter Streiter JEsu Christi. Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung auf, daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat.' Wohl ist ein Prediger als Hausvater, als Bürger, als Nachbar, als Christ von der Erfüllung der Pflichten nicht entbunden, die diese Verhältnisse ihm auferlegen; wohl sind selbst Werke der Erholung und Neustärkung nach verzehrender Arbeit seine Pflicht; aber das Werk eines Landbauers, eines Handwerkers, eines Künstlers, eines Kaufmanns, eines Arztes, eines Weltgelehrten und dergleichen kommt ihm nicht zu. Ein Prediger, der darauf seine Zeit verwendet, verschwendet sie, verläßt seinen Beruf, ist ein untreuer Haushalter über Gottes Geheimnisse, greift in ein fremdes Amt und wird daher eine schwere Rechenschaft für jede so der Kirche und seiner Gemeinde geraubte Stunde geben müssen am jüngsten Tage; sowie diejenigen Gemeinden, welche durch ihre Kargheit ihren Prediger verleiten, um Brod zu arbeiten, sich schwer damit an ihren eigenen Seelen und an der ihres

Predigers versündigen. Denn, daß ich es wiederhole, eines Predigers Arbeit ist allein Lesen und Lehren."

Luther macht zu Sirach 39, 1. („Wer sich aber darauf geben soll, daß er das Gesetz des Höchsten lerne, der muß die Weisheit aller Alten erforschen und in den Propheten studiren") die Randglosse: „Ein Pfarrherr oder Prediger soll studiren und unter allerlei Büchern sich üben, so gibt ihm Gott auch Verstand; aber Bauchpfaffen läßt er ledig."

Gott hat also uns Predigern das Studium als ein Hauptstück unsers Amtes und Berufes auferlegt. Das Gebot Gottes: „Halte an mit Lesen" gilt für alle berufenen Kirchendiener bis an das Ende ihrer Amtsverwaltung. Ein Prediger, der dieses Gebot Gottes verachtet, kommt ins Verbauern und Versauern hinein.

2. Zum Privatstudium soll uns zweitens bewegen die Beschreibung, welche Gottes Wort vom heiligen Predigtamte gibt. In Gottes Wort wird das heilige Predigtamt dargestellt als Amt voll schwerer, anhaltender Arbeit. 1 Tim. 3, 1. heißt es: „Das ist gewißlich wahr, so jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk." Das Predigtamt ist also kein Amt des Müssigganges, kein Spielen, keine Staffel, um zu Ehren und Reichthum zu gelangen, sondern ist rundweg lauter Werk im Dienste der anvertrauten Seelen. Ist die Tagesarbeit des Lehrens, Ermahnens, Tröstens vollbracht, so ist unser Werk noch nicht zu Ende, es muß auch Privatstudium getrieben werden. 1 Thess. 5, 12. schreibt Paulus: „Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem HErrn, und euch ermahnen." 1 Cor. 3, 8.: „Der aber pflanzet, und der da begießet, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit." Und wie mühevoll und angestrengt diese Arbeit im Predigtamte ist, zeigt Paulus 2 Cor. 11, 27.: „In Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße", also auch in den schwierigsten und kümmerlichsten Lagen bleibt die Arbeit bestehen, selbst Armuth, Frost und Blöße enthebt derselben nicht. Derselbe Apostel sagt 2 Thess. 3, 8.: „Haben auch nicht umsonst das Brod genommen von jemand, sondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht jemand unter euch beschwerlich wären." „Tag und Nacht!" Merken wir uns das! Wenn es nicht anders geht, muß ein Theil der Nacht auch zum Privatstudium genommen werden, denn das ist neben dem Lehren die Hauptarbeit, welche Gott uns aufgelegt hat. „Lehrt ein Prediger nicht, so soll er lesen", so fordert Gottes Wort. Das gehört zu unserm Amte. Und nun ermahnt uns Gott, Röm. 12, 7.: „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes." Wir müssen demgemäß auch des Privatstudiums warten, und zwar in der Weise, wie Gottes Wort das Predigtamt beschreibt, nicht nur oberflächlich, spielend und flüchtig, sondern in wirklicher, angestrengter Arbeit, mit Aufbietung aller dazu ver-

fügbaren Kräfte, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen und größten Hindernissen, mit aufrichtigem Eifer und mit herzlicher Sorgfalt für die uns anvertrauten Seelen. Hartmann, in seiner Pastorale, schreibt: „Es ist darum sehr unstatthaft, daß die Diener Christi Spieler, Jäger, Handelsleute, Speculanten, Soldaten, Bauern ꝛc. seien. Denn wenn es nicht taugt, daß sie die Predigt des Wortes unterlassen und bei Tische dienen, Apost. 6, 2., so taugt es noch weniger, das Wort Gottes zu unterlassen, um für Dinge anderer Art Zeit zu haben. Gehalt wird allerdings gegeben, aber wegen des Amtes; Lohn ist man schuldig, aber den Werkleuten; zwiefältige Ehre sind sie werth, aber die, welche arbeiten."

3. Zum Privatstudium soll uns drittens bewegen der Zweck und die Aufgabe unsers Predigtamtes. Der Zweck und die Aufgabe unsers Predigtamtes ist, unsere Zuhörer selig zu machen. Paulus ermahnt 1 Tim. 4, 16.: „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Stücken. Denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören." Apost. 26, 18. sagt der HErr JEsus bei der Berufung Pauli, „er sende ihn zu den Heiden, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Lichte, und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfahen Vergebung der Sünden, und das Erbe sammt denen, die geheiliget werden durch den Glauben an mich". Diese hohe Aufgabe unsers Predigtamtes kann nur dann erreicht werden, wenn wir so in Gottes Wort leben, forschen und studiren, daß wir nichts anderes, als Gottes Wort, und zwar in rechter Weise, Anwendung und Theilung predigen.

Gottes Wort ist rein zu lehren. 1 Petr. 4, 11.: „So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort." „Von Gott nichts ohne Gott", lautet das Axiom. Des Lehrers Aussprüche müssen so zuverlässig Gottes Wort sein, als redete sie Gott selbst. Und Gottes Worte sind Geist und Leben und Kraft zur Seligkeit. Von uns muß es heißen nach Matth. 10: „Ihr seid's nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist's, der durch euch redet." Wir sind Haushalter über Gottes Geheimnisse, nicht Verbreiter eigener Fündlein. Die von Gott offenbarte Lehre sollen wir zur Seligkeit anderer predigen, nicht neue Lehren zum Verderben anderer vortragen. Gal. 1, 8.: „Wenn selbst ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte, der soll verflucht sein." Jes. 8, 20.: „Nach dem Gesetz und Zeugniß, werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe nicht haben." Ohne fortwährendes Forschen in Gottes Wort ist die Predigt des reinen Wortes nicht möglich.

Sollen die Zuhörer selig werden, so ist Gottes Wort auch deutlich zu lehren. Das Wort soll ja nicht bloß in den Ohren klingen, es soll vielmehr das Verständniß eröffnen und in das Herz dringen. Daher erklärt Paulus 1 Cor. 14, 9.: „Also auch ihr, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist? Denn

ihr werdet in den Wind reden." Wer Gottes Wort deutlich lehren will, muß selbst den klaren Sinn des Heiligen Geistes erkennen, und das kann nur durch fleißiges Forschen und durch Vergleichung der Schrift mit Schrift geschehen.

Sollen die Zuhörer selig werden, so ist Gottes Wort ferner *vollständig* zu lehren. Matth. 18: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Auch nicht das kleinste Theilchen des Wortes Gottes darf seinem Volke entzogen werden, sondern es muß der ganze Rathschluß Gottes verkündigt werden, ohne davon- oder dazuzuthun, wie Paulus Apost. 20, 27. sagt: „Denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündiget hätte alle den Rath Gottes." Wenn wir alles lehren, was zur Seligkeit nöthig ist, dann geht der Zuhörer, welcher verloren geht, nicht durch unsere, sondern durch seine eigene Schuld verloren. Wer aber Gottes Wort vollständig lehren soll, muß sich auch fort und fort mit dem Worte Gottes beschäftigen.

Sollen unsere Zuhörer selig werden, so müssen wir Gottes Wort auch *recht theilen*. Diese allerschwerste Kunst müssen wir immer besser kennen und anwenden lernen. Wir müssen Gesetz und Evangelium wohl scheiden und als kluge und treue Haushalter Gottes den verschiedenen Zuhörern zur rechten Zeit ihre Gebühr geben. Das steht geschrieben 2 Tim. 2, 15.: „Befleißige dich Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen, unsträflichen Arbeiter, der da recht theile das Wort der Wahrheit." Dazu können wir unmöglich ohne fortwährendes Lesen und Forschen immer tüchtiger werden.

Sollen unsere Zuhörer selig werden, so dürfen wir uns nicht damit begnügen, daß wir ihnen die reine Lehre vortragen, sondern wir müssen sie auch vor den Abwegen warnen und die *falschen Lehren strafen*. Tit. 1, 9.: „Halte ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, auf daß er mächtig sei zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher." Wir müssen daher fort und fort die rechten Waffen zum Kampfe gegen falsche Lehren aus Gottes Wort hervorholen.

Endlich sollen auch wir selbst, die wir andere zur Seligkeit führen sollen, nach Gottes Absicht die Wahrheit des Wortes Gottes erfahren haben und glauben, daß wir aus tiefster Seele heraus die Wahrheit des göttlichen Wortes anpreisen. Diese Erfahrung und dieser Glaube kann nur da vorhanden sein und bestärkt und erhalten werden, wo man fortwährend mit Gottes Wort umgeht.

Kurz, ohne Fortstudium ist die Aufgabe unsers Predigtamtes unausführbar, der Zweck desselben unerreichbar.

Dr. *Walther* sagt in der oben angeführten Pastoralpredigt: „Hätte ein Diener der Kirche seine eigene Weisheit zu verkündigen, so hätte er freilich nicht nöthig, Gottes Wort und was ihm dasselbe aufschließt, eifrig zu studiren; je schärfer sein Verstand, je gedankenreicher sein Geist, je lebendiger seine Einbildungskraft, je größer seine Erfahrung wäre, um so mehr

hätte er Ursache, allein seinem Geiste zu folgen und aus demselben, was er vortragen wollte, zu schöpfen. Aber ein Diener der Kirche ist ein Diener am Wort. Er hat den Auftrag: ‚Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit.‘ Er hat die Richtschnur: ‚So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort.‘ Er soll mit Paulus bezeugen können: ‚Ich sage nichts außer dem, das die Propheten gesagt haben.‘ Er soll das ‚Geheimniß‘ verkündigen, ‚das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, nun aber geoffenbaret, auch kund gemacht durch der Propheten Schriften, aus Befehl des ewigen Gottes, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden‘. Er soll zu Anfang jeder Predigt mit Jesaias sagen können: ‚Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der HErr redet.‘ Ja, er soll bei jedem Satz sagen können: ‚So spricht der HErr.‘ Er soll das Wort Christi sich aneignen können: ‚Wer euch höret, der höret mich.‘ Er soll predigen, ermahnen, strafen und trösten als ein Botschafter an Christus Statt. Er soll wissen: so oft er auftritt, so spricht die Gemeinde im Geist zu ihm, wie die mit Cornelius Versammelten zu Petro: ‚Nun sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist.‘ Und zwar soll ein Diener der Kirche nicht nur dies und jenes aus dem geschriebenen Worte Gottes vortragen, sondern mit Paulo sagen können: ‚Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündiget hätte alle den Rath Gottes.‘ Dazu kommt, daß ein Diener der Kirche nicht nur alle zur Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten zu predigen hat, sondern daß dies auch in solcher Ordnung geschehen müsse, daß mit jedem neuen Satze die Sonne der Wahrheit in den Herzen der Zuhörer immer heller aufgehe, auf daß durch ihn entstehe die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte JEsu Christi. Er muß auch das Wort nicht nur rein, vollständig und geordnet predigen, sondern es auch recht theilen und als ein treuer und kluger Haushalter jedem zu rechter Zeit seine Gebühr geben. Endlich aber soll er auch sagen können: ‚Ich glaube, darum rede ich.‘ Es soll bei ihm Wahrheit sein: ‚Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.‘ Er soll ein von dem Worte Gottes so erfülltes, erwärmtes, glühendes Herz und einen durch die Erfahrung der Wahrheit so brünstig gewordenen Geist haben, daß er mit den Aposteln gestehen muß: ‚Ich kann es ja nicht lassen, daß ich nicht reden sollte, was ich gesehen und gehöret habe‘, das ist, was ich an meiner eigenen Seele als ewige Wahrheit selbst empfunden habe. Fassen wir nun dies alles noch einmal zusammen: Ein Diener der Kirche muß 1. nur Gottes Wort predigen, 2. das ganze Wort Gottes, 3. in lichtvoller Ordnung, 4. es recht theilend, und 5. mit brünstigem Geist und Glauben aus der Fülle des Herzens. Und selbst hiermit ist die ganze Aufgabe eines Dieners der Kirche noch nicht erschöpft. Soll er lehren, so muß er auch 6. wehren. Soll er ein rechter Hirte der Schafe Christi sein, so muß er dieselben nicht nur weiden, sondern auch die reißenden Wölfe, die der Heerde nicht verschonen, aber in

Schafskleidern zu ihnen kommen, und den Schein eines gottseligen Wesens haben, entlarven, vor ihnen warnen und mit der Waffe des Wortes Gottes siegreich wider sie kämpfen. Ist nun aber dies alles die große Aufgabe eines Dieners der Kirche, kann es da noch in Frage gestellt werden, ob er anhalten müsse zu lesen, ob er fortstudiren müsse, studiren Tag und Nacht mit unermüdlichem Eifer? Gewiß nicht."

4. Zum Privatstudium soll uns viertens bewegen das Beispiel und Vorbild der rechten Lehrer. „Paulus selbst", sagt Hartmann in seiner Pastorale, „obgleich in vorgerücktem Alter, ließ sich Bücher und Pergamente bringen und wollte nicht Bücherläuse und Motten aufkommen lassen. Petrus las fleißig die Briefe Pauli, nach seiner Aussage 2 Petr. 3, 15. 16.: ‚Und die Geduld unsers HErrn achtet für eure Seligkeit; als auch unser lieber Bruder Paulus, nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat. Wie er auch in allen Briefen davon redet, in welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen, wie auch die andern Schriften, zu ihrer eigenen Verdammniß.' Daniel hat die Weissagungen Jeremias durchforscht, nach Dan. 9, 2.: ‚In demselbigen ersten Jahre seines (Darii) Königreichs merkte ich, Daniel, in den Büchern auf die Zahl der Jahre, davon der HErr geredet hatte zum Propheten Jeremia, daß Jerusalem sollte siebenzig Jahre wüste liegen.' David beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Gesetz, Ps. 119. Wenn alle diese gotterleuchteten (θεόπνευστοι) Männer, auf welche der Heilige Geist die reichsten Ströme seiner Gaben ausgoß, trotzdem fleißig Bücher gebrauchten, wie müßten wir Leutlein, die nach Gottes Willen die Funken der Wahrheit, welche er uns zugänglich gemacht hat, mit steter Arbeit herausschlagen sollen, uns schämen, wenn wir in Ruhe der Faulheit pflegen und nicht aus allen Kräften uns des Lesens befleißigen wollen."

An einer andern Stelle sagt Hartmann: „Die alten Väter waren blaß vom Studiren, die geringste Zeit ihres Lebens wandten sie auf den Schlaf, wenig auf die Speisen, keine auf die Ruhe. Dem Origenes ging kein Theil seiner Lebenszeit für die Studien verloren. Der Tag ist kurz, die Arbeit viel."

Wie Dr. Luther Tag und Nacht mit der Schrift umging, wie Dr. Walthers Licht in der Studirstube bis spät in die Nacht noch brannte und vor Tagesgrauen wieder zu seiner Arbeit leuchtete, ist bekannt.

Im Vorwort zu Dilhers „Betrachtungen und Seufzer eines Christenmenschen" berichtet Dr. Walther: „Daß Dilher, wie es einem rechtschaffenen Theologen gebührt, mit unermüdetem Fleiße studirte, davon zeugt die Ueberschrift, die er über der Thür seines Studirzimmers hatte anbringen lassen. Sie lautet nach einer Uebersetzung aus dem Lateinischen, wie folgt: ‚Stehe still, lieber Gast! klopfe nicht an und störe mich nicht, es sei denn, daß es die hohe Noth erfordere. Wisse, daß ich die Vormittagsstunden meinem Gott und den Geschäften meines Amtes gewidmet habe. Hast du

aber etwas mit mir zu sprechen, das einigen Aufwand der kostbaren Zeit werth ist, so seien die Nachmittagsstunden für dich, doch also, daß du bedenkest, daß wir für jede einzelne Stunde Gott werden Rechenschaft geben müssen.'" —

Männer, wie Dilher, waren überlaufen, und konnten sich zuweilen nicht anders helfen, um die für das Privatstudium nöthige Zeit herauszuschlagen. Uns droht solche Gefahr der Ueberlaufung weniger, den Meisten unter uns steht mehr Zeit zum Privatstudium zur Verfügung.

Das leuchtendste Vorbild des Fleißes und sich selbst verzehrenden Eifers hat uns unser HErr und Meister JEsus Christus gegeben, dessen Fußtapfen wir nachfolgen sollen. Er erwies und vertheidigte seine Predigten sorgfältig aus den Schriften Mosis und der Propheten. Er konnte sich für die schriftgemäße Wahrheit seiner Lehre selbst vor seinen Feinden auf seine gehässigsten Zuhörer berufen. „Frage die darum, die gehöret haben, was ich zu ihnen geredet habe", sagte er zu Pilato. Seine Feinde mußten bekennen, Matth. 22, 16.: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen." Er wurde seiner Arbeit und seines Eifers nicht müde und klagte auch in der tiefsten Erschöpfung nicht mit Elias: „Es ist genug, HErr, so nimm meine Seele von mir", 1 Kön. 19, 4.

5. Zum Privatstudium soll uns fünftens bewegen der Eifer der Feinde der Kirche. Satan und seine falschen Propheten studiren Tag und Nacht, wie sie ihre Irrthümer und Bosheiten verbreiten und an den Mann bringen können. Sie suchen in der Schrift, um durch Verkehrung und Fälschung derselben den schönen Schein des Wortes Gottes um sich zu verbreiten. Satan selbst kennt die Schrift genau und wendet die Bibelsprüche listig und geschickt da an, wo sie nicht hingehören. Welchen Fleiß entfalten, von Wuth und Haß getrieben, zumal diejenigen, die von uns ausgegangen sind, weil sie nicht von uns waren, um mit Verkehrung der Schrift und falscher Anwendung der Bibelsprüche die reine Lehre zu verdächtigen, zu widerlegen, als Irrlehre zu verketzern. Man kann wohl sagen, daß für jedes gute Buch der rechtgläubigen Kirche ganze Stöße umfangreicher Bücher geschrieben werden, welche die rechtgläubige Kirche unter christlichem Deckmantel angreifen. Gerade dieser Fleiß, dieser Eifer, diese falsche Schriftforschung, welche die Schriftlehre mit der Schrift befeindet, gehört auch zum Schafskleide der falschen Propheten. Wenn wir nun täglich sehen und hören, wie fleißig die Irrlehrer daran studiren, die rechte Lehre durch ihre Menschenfündlein zu verdrängen, so müssen wir uns schämen, daß wir nicht noch viel eifriger und fleißiger sind, die rechte Lehre immer besser und mächtiger ans Licht zu stellen und in ihrer unbesiegbaren Herrlichkeit der Welt vor Augen zu malen. Zumal in dieser letzten Zeit verkleidet sich Satan in einen Engel des Lichtes und läßt die rechte Lehre

von der Gnade allein in Christo und vom rechten Glauben im Gegensatz zu allem Menschenthun und Menschenverhalten von Universitäten, Professoren, unzähligen Predigern und selbst sich lutherisch nennenden Synoden mit solchem Fleiß und Eifer angegriffen werden, unter lauter Schein des Wortes Gottes, daß, wie der Sohn Gottes von unserer Zeit vorhersagte, auch wohl die Auserwählten möchten in den Irrthum verführet werden, so es möglich wäre. Mit wie manchen Schwarmgeistern haben wir es zu thun, welche mit der Bibel in der Hand auftreten und eine staunenswerthe Belesung in der Schrift bekunden, die doch nicht der Schrift, sondern ihrer Vernunft und ihrem Schwarmgeist folgen und neben der Schrift sitzen. Da gilt das Wort unsers HErrn JEsu: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte", Luc. 16, 8.

Hartmann schreibt in seiner Pastorale: „Was noch mehr unsern Fleiß anspornen muß, ist des Satans und seines Gesindels unermüdlicher Eifer! In gewaltiger Wuth sind sie erregt, und die Teufel selbst scheinen in diesem schwachen Greisenalter der Welt von schlimmeren Teufeln besessen zu sein. Nichts lassen sie unversucht, aufs eifrigste strengen sie alle Kräfte an, heimlich und öffentlich, durch List und durch Kampf, damit sie so viele als möglich mit sich in die Hölle reißen. Welches Unkraut, welche Steine des Anstoßes, welchen Samen des Streits streuen sie nicht aus! Land und Wasser, den ganzen Erdkreis umziehen sie, um auch nur einen Proselyten zu machen, Matth. 23, 15. Solche wüthenden Zeloten sind die Jesuiten, welche ein Dichter mit diesen Worten schildert: ‚Unverdrossen zieht der Jesuite nach dem fernen Indien und sucht einen Jünger, ohne Furcht vor der See, vor Steinen und Feuer; und wenn er ihn gefunden hat, so macht er ihn zweifältig schlimmer, als er selbst ist.' Lasset uns sogar von dem großen Verführer der Welt lernen, welcher allezeit die Erde durchwandert, daß er die Menschen mit seinen Künsten und Netzen verwickle, verstricke und betrüge. Daher sagte der treffliche Märtyrer Latimer (er wurde am 16. October 1555 zu Oxford in England auf dem Scheiterhaufen verbrannt), als er die Bischöfe zum Fleiße ermahnte: Wenn sie das Beispiel der Heiligen, der Propheten, Apostel und insonderheit Christi selbst nicht nachahmen wollten, so sollten sie sich wenigstens durch das Beispiel des Teufels bewegen lassen. Denn der macht aufs fleißigste Besuche und lehrt, bewegt und treibt seine Anhänger unabläßig. Ja auch der Ocean wogt beständig, in ewiger Bewegung kreist der Himmel und die Sonne, die große Lenkerin des Wechsels, läuft mit unermüdlichem Glanze stets von einem Ende des Himmels bis zum andern; wenn so die tauben und unvernünftigen Weltkörper so viele Bahnen ohne Unterbrechung zurücklegen, so werden doch wohl die Häupter der Kirche nicht, von Trägheit und Stumpfsinn bewältigt, erschlaffen? Die Trägen sicherlich sind in jedem Beruf Gott verhaßt, vornehmlich aber im heiligen Amte; verflucht ist, wer dies Werk läßig thut."

6. Zum Privatstudium soll uns sechstens bewegen der daraus fließende Nutzen für uns selbst, unsere Gemeinde und die ganze Kirche.

Je mehr wir Gottes Wort studiren, desto gelehrter, reicher und gewaltiger werden wir in der Schrift, desto tüchtiger, sie zu unserer eigenen Seligkeit, zum Heile unserer Gemeinde und zum Wohle der ganzen Kirche anzuwenden, desto geschickter, unserm Amte nachzukommen. Daß solcher Nutzen für uns selbst und für unsere Gemeinden aus dem Studium der Schrift folgt, lehrt Gottes Wort. Der HErr Christus sagt Joh. 5, 39.: „Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget." Paulus schreibt 1 Tim. 4, 16.: „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre; beharre in diesen Stücken: denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören." Je mehr wir Gottes Wort studiren, desto mehr werden auch die von Gott uns verliehenen Gaben gefördert und gesteigert zum Segen unserer Gemeinden. Paulus ermahnt daher 2 Tim. 1, 6.: „Um welcher Sache willen ich dich erinnere, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände", eigentlich: „daß du anfeuerst die Gabe Gottes, die in dir ist". Wie ein glimmender Funke durch Anblasen, eine brennende Lampe durch zugegossenes Oel zur hellen Gluth angefacht wird, so soll die Gabe Gottes, die er uns besonders zur Amtsführung geschenkt hat, durch Lesen, Meditation und fleißigen Gebrauch der Gabe unter herzlichem Gebet in uns erhalten, gefördert und angeregt werden. Um so besser können wir dann unserm Amte nachkommen, die Gemeinde Gottes zu bauen.

Dr. Walther, Brosamen, S. 331: „Ein Theologe ist nach Paulus ein Mensch Gottes, den nicht nur die Schrift zu seiner eigenen Seligkeit unterweist, sondern der auch die vom Geiste Gottes gewirkte Fertigkeit hat, die Schrift für andere zu nützen, zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, zu allem guten Werk geschickt." — Solche Fertigkeit wirkt aber Gottes Geist nicht unmittelbar, sondern durch das Mittel seines Wortes.

Wollen wir selbst in rechter Erkenntniß unserer Sünde stehen und andere dazu bringen, wollen wir selbst der Gnade und Vergebung gewiß werden und andere derselben gewiß machen, wollen wir selbst im Glauben bleiben und andere darin erhalten, wollen wir selbst heilig leben und andern den Weg dazu zeigen, wollen wir selbst selig sterben und andere zu einem seligen Simeonsstündlein bringen, wollen wir selbst Trost im Kreuz, Stärkung im Kampf und Leiden, Sieg über Anfechtung und Sünde haben und andern dazu helfen, so muß ja der immerwährende Umgang mit Gottes Wort, das Suchen und Forschen in der Schrift, neben dem Lehren das Hauptstück unsers Predigtamtes sein. Aus der Schrift fassen wir neuen Muth in den mancherlei Beschwerden und Kümmernissen unsers Amtes

und rühmen mit David: „Wo dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend.“ Aus der Schrift werden wir der göttlichen Wahrheit gewiß, daß wir sie ohne Menschenfurcht vortragen und das köstliche Ding, ein festes Herz, erlangen. Aus der Schrift schlagen wir alle Generalanstürme des Unglaubens und Zweifels, die auch uns umtoben, nieder.

Von dem Nutzen des Schriftstudiums schreibt Luther zu dem Spruche 1 Petr. 1, 10.: „Nach welcher Seligkeit haben gesuchet und geforschet die Propheten“, also: „Hier weist uns St. Petrus zurück in die heilige Schrift, darin zu sehen, wie Gott um keines Verdienstes willen, sondern aus bloßer Gnade halte, das er verheißen hat. Denn die ganze Schrift ist dahin gerichtet, daß sie uns von unsern Werken reiße und zum Glauben bringe. *Darum ist noth, daß wir in der Schrift studiren, auf daß wir des Glaubens gewiß werden.* Also führet uns auch St. Paulus in die Schrift, da er spricht Röm. 1: Gott hat das Evangelium zuvor verheißen durch seine Propheten in der heiligen Schrift, und Röm. 3: Die Gerechtigkeit, so durch den Glauben an JEsum Christum kommt und für Gott gilt, ist offenbaret und bezeuget durch das Gesetz und die Propheten. Also lesen wir auch Apost. 17, daß St. Paulus den Juden zu Thessalonich und hernach zu Beroen den Glauben prediget an Christum, habe er mit ihnen aus der Schrift geredet, dieselbe ihnen aufgethan und fürgelegt, daß Christus mußte leiden ꝛc. Und da sie solches gehört, haben sie täglich in der Schrift geforscht, ob sich's also hielte, wie sie von St. Paulo gelehret waren. Darum sollen wir auch in der Schrift suchen, denn sie ist's, die von Christo zeuget.“ (Erl. Ausg. 52, 28.)

Zu dem Spruche Röm. 15, 4.: „Was aber zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“, schreibt Luther: „Paulus weiset uns hie, was wir lesen und wo wir unsere Lehre suchen sollen. Wäre ein ander Buch uns zu lesen, er hätte es uns auch angezeigt. Dazu zeiget er, *was für Frucht solch Lesen bringe*, und spricht: Durch Geduld und Trost der Schrift haben wir Hoffnung. Da laß auftreten alle Lehre, laß hertragen alle Bücher, und sehen, ob sie so viel vermögen, daß sie Eine Seele trösten mögen in der allergeringsten Anfechtung, es ist ja nicht möglich, eine Seele trösten, sie höre denn ihres Gottes Wort. Wo ist aber Gottes Wort in allen Büchern, außer der heiligen Schrift? Was machen wir denn, daß wir andere Bücher lesen, und lassen dies liegen? Martern und tödten mögen sie uns wohl, aber trösten mag kein Buch, denn die heilige Schrift; den Titel hat sie allein, den hier St. Paulus ihr gibt, daß sie ein Trostbuch ist, welches die Seele erhalten kann in allem Trübsal, daß sie nicht verzage, sondern Hoffnung behalte; denn sie fasset Gottes Wort, dabei lernet sie seinen gnädigen Willen, daran hanget sie denn fest, und bleibet bestehen im Leben und Sterben. Wer aber Gottes Willen nicht weiß, der muß zwei-

feln; denn er weiß nicht, wie er mit Gott dran ist. Siehe aber, wie fein es St. Paulus machet: er setzet beides zusammen, Geduld und Trost der Schrift. Die Schrift nimmt nicht ab Widerwärtigkeit, Leiden und Tod; ja, sie verkündiget nichts, denn das heilige Kreuz, daß sie St. Paulus ein Wort des Kreuzes nennt; darum muß Geduld da sein. Aber das thut sie: mitten im Leiden tröstet und stärket sie, daß die Geduld nicht breche, sondern hindurchdringe und überwinde. Es machet die Seele gar getrost, keck und fröhlich zu leiden, wenn sie höret ein tröstlich Wort von ihrem Gott, daß der mit ihr und über ihr halte." (Erl. Ausg. 7, 61. 62.)

Zum Evangelio vom „barmherzigen Samariter" schreibt Luther: „Darum sagen wir ihnen (den papistischen Sophisten, welche lügen, daß man in der Christenheit müsse mehr lehren, glauben und für nöthig zur Seligkeit halten, denn was uns Christus gegeben und befohlen hat zu lehren) hier abermal, wie zuvor: Lieber, was könnet oder wisset ihr doch Besseres und Nöthigeres zu lehren, denn was Christus gelehrt und zu lehren befohlen? und was bedarf man mehr, der Gewissen zu warten, mit allem, was ihnen noth ist, zu unterrichten, vermahnen, trösten, stärken, bessern, und kurz, zu ihrer Seligkeit, denn die Lehre der Schrift, das ist, beide, des Gesetzes oder Evangelii? wie St. Paulus auch zeuget 2 Tim. 3, 16. 17.: ‚Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.' Hier höreſt du, daß es alles die Schrift reichlich hat und gibt, was da dienet zu allem guten Leben und Werken; was willst du denn anders fürgeben oder suchen, das noch darüber oder daneben zu lehren sei? Lieber, lege zuvor die zween Groschen an, die Christus gibt (Gesetz und Evangelium), und treibe die Lehre wohl, so wollen wir darnach sehen, was du mehr darlegen oder lehren könneſt. Denn diese Uebermaß oder Darlegen über die zween Groschen mag man ohne Fahr und nach der Schrift Meinung also deuten, daß es sei das Zunehmen und Uebung in der Lehre und derselben Verstand; wie St. Paulus 2 Tim. 4, 2. vermahnet: ‚Halte an mit Lesen, mit Vermahnen, mit Lehren; laß nicht außer Acht die Gabe, die dir gegeben ist.' Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei. *Denn je mehr man die Lehre der Schrift treibt und übt, je gelehrter, reicher und gewaltiger man darin wird*, wie auch in andern Künsten geschieht. Darum das Darlegen solcher Uebermaß ist, wo man solche Lehre immerfort treibet bei den Leuten, wie einem jeden vonnöthen ist, und darnach er schwach oder stark, mehr Tröstens, Vermahnens ꝛc. bedarf, denn ein anderer." (Erl. Ausg. 14, 40. 41.)

Aber auch um des allgemeinen Nutzens der ganzen Kirche willen sollen wir fortstudiren. 1 Cor. 12, 7. heißt es: „In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen." Ein Prediger soll auch fortstudiren, um, wenn Gott ihn dazu brauchen will, weiteren Kreisen der

Kirche dienen zu können, an Lehranstalten, als Synodalbeamter, in Kirchenblättern, als Referent bei Synoden und Conferenzen, als treuer Freund und Rathgeber von Pastoren und Gemeinden, die sich vertrauensvoll an ihn wenden, und dergleichen mehr. Wer die Conferenzen zu langweilig und unergiebig, die kirchlichen Zeitschriften nicht zu seiner Zufriedenheit findet, der frage sich: Warum mache ich die Conferenzen nicht interessanter und ergiebiger, warum sende ich nichts ein für die kirchlichen Zeitschriften? Und die Antwort wird lauten: Weil ich nicht fleißig genug studire.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt.)

Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Barmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium?

Gott hat sich uns durch Fordern und Gebieten, wie auch durch Verheißen und Versprechen offenbart. Auch der Teufel sucht ihm hierinnen als Gottes Affe nachzuahmen. Mit der Forderung, von dem verbotenen Baume zu essen und der Verheißung: „Dann werden eure Augen aufgethan, und ihr werdet sein wie Gott", stürzte er das ganze Menschengeschlecht. So forderte er von Christo: „Bete mich an!" und versprach: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Aber was der Teufel fordert, dazu hat er kein Recht, und was er verspricht, kann er nicht geben. Er lügt also, wenn er fordert und wenn er verspricht und offenbart sich durch Beides als der Vater der Lüge. Gott hat dagegen ein unbestreitbares Recht, uns zu gebieten, denn er ist unser Schöpfer und HErr, und was er verheißt, das kann und will er auch geben, denn er ist unser Gott.

Wie es der Satan macht, so macht's auch der Antichrist. Dieser fordert nicht nur allerlei selbsterdachte Werke, wie Fasten, Wallfahrten und dergleichen, als wäre er Gott, sondern verspricht diesen Werken als Verdiensten auch noch die Seligkeit, die Gott allein geben kann. Darinnen liegt das Geheimniß seiner Bosheit, aber auch seiner weltlichen Größe; denn „sich selbst und andern Gebote stellen, neben und wider Gottes Gebote, und damit die Seligkeit verdienen wollen, daß man sie zu halten versucht, ist die Religion aller natürlichen abgöttischen Menschenherzen". Und welche Secte suchte nicht gerade hierin dem Pabstthum nachzuahmen?

So schrecklich nun Satan lügt und betrügt, wenn er seine Gebote und Verheißungen wider Gottes Gebot und Verheißung stellt, so ist er doch weit gefährlicher, wenn er Christi Werk und Verdienst mit Menschenwerk, das Gesetz und seine Verheißungen mit dem Evangelio und dessen Verheißungen

zu vermischen sucht. Es ist daher die Beantwortung dieser Frage keineswegs theologische Spielerei, sondern gerade so wichtig, als der Unterschied des Gesetzes und Evangeliums wichtig ist.

1.

Besehen wir uns nun die Verheißung, so sagt Gott erst, ehe er ein Gebot gibt: „Ich bin der HErr, dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause, geführt hat." 2 Mos. 20, 2. Nachdem Gott das erste Gebot gegeben und die Drohung, daß er als ein eifriger Gott die Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied strafen wolle, hinzugefügt hat, so gibt er nun noch diese Verheißung: „Und" (ich) „thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten." V. 6. Diese Verheißung kann nur entweder Gesetz oder Evangelium sein. Denn die heilige Schrift enthält kein Drittes und kennt weder ein evangelisches Gesetz, noch ein gesetzliches Evangelium. Wohl dient eine dieser beiden Lehren der andern, aber nie wird die eine die andere. Nie wird das Evangelium dadurch Gesetz, daß es bei und neben dem Gesetz steht, noch das Gesetz Evangelium, wenn jenes diesem hinzugefügt wird.

Auch das Gesetz hat Gott sowohl durch Drohungen, als durch Verheißungen bestätigt, aber die Verheißungen des Gesetzes sind durch vollkommene Erfüllung bedingt. „Thue das, so wirst du leben." Luc. 10, 28. 3 Mos. 18, 5. Zum Thun des Gesetzes gehört aber eine Person, die schon vollkommen heilig ist und Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe und den Nächsten als sich selbst liebt. Luc. 10, 27. Solcher vollkommenen Erfüllung des Gesetzes verheißt Gott nicht nur zeitliche, sondern auch geistliche und ewige Güter. Wer aber auch nur ein einziges Gebot übertreten hat, über den schleudert es seine Flüche. Denn so donnert Gott durch des Gesetzes Drohung über alle Menschen: „Verflucht ist, wer nicht hält alle Worte des Gesetzes, daß er darnach thue." 5 Mos. 27, 26. Gal. 3, 10. Damit spricht es allen Menschen allen leiblichen, geistlichen und ewigen Segen nicht nur gänzlich ab, sondern auch alle Strafen des Leibes und der Seele für Zeit und Ewigkeit zu, und das so gewiß, als alle Menschen das ganze Gesetz übertreten haben. Aus dem Gesetz und durch das Gesetz kann daher auch kein Christ weder den Segen alles Segens: „Ich bin der HErr, dein Gott", noch den: „Ich thue Barmherzigkeit", erwarten und erlangen. Nun hat aber Gott an vielen Tausenden schon diese Verheißung erfüllt. Daher muß diese Verheißung aus dem Evangelio fließen und durch das Evangelium über die gläubigen Christen gekommen sein. Selbst die dem vierten Gebote angehängte Verheißung: „Auf daß dir es wohlgehe und du lange lebest auf Erden", kann nicht aus der Erfüllung des Gesetzes fließen. Denn wie der, welcher an Einem Gesetz sündigt, das ganze schuldig ist, so

müßte der das ganze Gesetz erfüllt haben, der irgendwelchen Segen eines einzigen nach dem Gesetz erlangen sollte. Auch die Verheißung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht", hat Gott der Welt nicht gegeben, weil sie das Gesetz erfüllt hatte, sondern um der Verheißung des Weltheilandes willen. Alle die Gnadenbelohnungen guter Werke können nimmermehr aus der Erfüllung des Gesetzes der Christen kommen, selbst eine vollkommene Erfüllung des Gesetzes kann die zugesagte Belohnung nicht wirklich und eigentlich bei Gott verdienen, wie viel weniger eine unvollkommene. Was aber nicht aus dem Gesetz hergeleitet werden kann, das müssen wir aus dem Evangelio fließen lassen, und was aus dem Evangelio fließt, das muß auch evangelischer Natur und von evangelischer Beschaffenheit sein.

Die dem Gesetz vorangestellte Verheißung hat folgende charakteristische Kennzeichen. Erstens schließen die Worte: „Ich bin der HErr, dein Gott" eine Gemeinschaft Gottes und der Menschen in sich.[1]) Zweitens wird die Verheißung, daß Gott Barmherzigkeit thun wolle, denen gegeben, „die ihn lieben". Drittens verspricht Gott „denen, die ihn lieben", was er verspricht, nur aus Barmherzigkeit; denn das Wohlthun nennt er selbst ein „Thun seiner Barmherzigkeit". Viertens verheißt er wohlzuthun denen, die seine Gebote halten. Damit knüpft er seine Barmherzigkeit an den Glaubensgehorsam seiner Christen. Fünftens schließt er alle Möglichkeit des Verdienstes aus, denn er will wohlthun „bis in das tausendste Glied". 5 Mos. 7, 9. Ginge es hier nach Verdienst, so müßte ja ein Mensch tausendfach verdienen können. Wo ist aber solch ein Werk oder Leben, das nicht nur für sich, sondern für tausend Nachkommen verdienen könnte? Daß Gott vielmehr wohlthun will, als strafen, zeigt uns den Reichthum seiner Barmherzigkeit, die alles Verdienst von Seiten des Menschen ausschließt.

Vergleichen wir nun die durch vollkommene Erfüllung bedingte Gesetzesverheißung mit diesen Merkmalen dieser Verheißung, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß sich beide Verheißungen unterscheiden wie Gesetz und Evangelium. 1. Nach dem Gesetz kann Gott keinem Menschen sagen: Ich bin dein Gott, dein höchstes Gut; darnach muß er allen und jedem Einzelnen sagen: Ich bin dein Richter, der dich von mir und zur Hölle verstoßen muß. Die Gnade, daß Gott unser Gott sein will, folgt, wo und wann sie der HErr verheißt, aus dem Evangelio. 2. Daß es Leute gibt, die Gott lieben, in der Welt, die Gott haßt, kommt nicht aus dem Gesetz,

1) Luther: „Er spricht nicht: Ich bin der HErr, euer Gott, sondern dein Gott. Das Wörtlein ‚dein', das siehe wohl an; denn es liegt die größte Macht an dem Wörtlein. So sagt er nun: Ich bin der HErr, dein Gott; als wollt er sprechen: Ich will mich euer aller und eines Jeglichen insonderheit annehmen, als wäre nur einer allein und sonst keiner auf Erden." (Walch III, 1558.)

sondern vom Evangelio. Denn dieses zeugt die Christen, die allein Gott lieben können. Daher kann auch nur die Verheißung, welche denen gegeben ist, die Gott lieben, in dem Evangelio seinen Ursprung haben. Denn: „die Schrift", das ist, das in Steine geschriebene und im Alten Testamente ausgelegte Gesetz, „hat alles beschlossen unter die Sünde", Gal. 3, 22. „Alles", das ist, alle Menschen (Röm. 11, 32.) und alles, was sie thun und dichten. 3. Das Gesetz kennt auch gar keine Barmherzigkeit. Nach demselben kann Gott nur mit seiner Gerechtigkeit und nach Verdienst mit uns handeln. Auch Christen, die Gott wahrhaftig, obschon nicht vollkommen lieben und Gottes Gebote wohl aufrichtig, obschon nicht völlig erfüllen, können nur durch Gottes Barmherzigkeit, nie aber durch Gottes Gerechtigkeit irgend eine leibliche, geistliche oder ewige Verheißung erlangen. Alle Barmherzigkeit Gottes hat nur im Evangelio ihren Grund; wenn daher Gott Barmherzigkeit zu thun verheißt, so verheißt er nach dem Evangelio um Christi willen zu segnen. 4. Wenn Gott Barmherzigkeit zu thun denen verspricht, die seine Gebote halten, so bezeugt er damit, daß er nicht von Verdienst, sondern von freier Erweisung seiner Huld und Güte rede. 5. Wenn Gott bis in das tausendste Glied segnen will, so kann solcher reicher Segen unmöglich in dem Gehorsam der Christen, sondern nur in der Barmherzigkeit Gottes seine Ursache haben.

2.

Daß diese Verheißung aus dem Evangelio folgt, beweisen wir auch zweitens daraus, daß Gott selbst Satz für Satz dieser Verheißung aus dem Gnadenbunde ableitet und abgeleitet haben will.

Zunächst sehen wir, wie die Worte: „Ich bin der HErr, dein Gott", Worte des Gnadenbundes sind, den Gott mit Abraham machte und durch die Beschneidung versiegelte. 1 Mos. 17, 7. 8. Daraus folgt, daß sie nicht in der Erfüllung des Gesetzes ihren Ursprung haben, sondern daß Gott sie aus dem Gnadenbunde nimmt und oben über das Gesetz stellt.

Auch die Worte: „Ich thue Barmherzigkeit" ꝛc., leitet Gott selbst aus dem Gnadenbunde her. Denn so lesen wir 5 Mos. 7, 9.: „So sollst du nun wissen, daß der HErr, dein Gott, ein Gott ist, ein treuer Gott, der den Bund und Barmherzigkeit hält denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, in tausend Glied." Und nachdem Gott die Drohung angeführt und zum Halten seiner Rechte ermahnt hat, so sagt er V. 12.: „Und wenn ihr diese Rechte höret und haltet sie, und darnach thut; so wird der HErr, dein Gott, auch halten den Bund und Barmherzigkeit, **die er deinen Vätern geschworen hat.**" Wenn nun Gott schon dem Abraham vor 430 Jahren und dem Isaak und Jakob diese Barmherzigkeit geschworen hat, nach welcher er wohlthun will bis in das tausendste Glied, wer und was gibt uns ein Recht, unter dem Bund und Barmherzigkeit den 430 Jahre später geschlossenen Gesetzesbund zu verstehen, der von

keiner Barmherzigkeit etwas weiß? Aber, möchte man fragen, wo hat denn Gott den Vätern die Barmherzigkeit zugeschworen? Gott verheißt 1 Mos. 12, 3. Christum, den Samen Abrahams, ganz frei, ohne alle Werke. So sagt er zu Abraham: „Alle Völker auf Erden sollen in dir gesegnet werden", 1 Mos. 18, 8., und fährt V. 19. fort: „**Denn** ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des HErrn Wege halten, und thun, was recht und gut ist; auf daß der HErr auf Abraham kommen lasse, was er ihm verheißen hat." Zu Isaak sagt der HErr: „Durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden." 1 Mos. 26, 4. Und er fährt V. 5. fort: „**Darum**, daß Abraham meiner Stimme gehorsam gewesen ist" (Cap. 22, 18.) „und hat gehalten meine Rechte und Gebote, meine Weise und meine Gesetze." Und hierbei ist nicht zu übersehen, daß auch schon in den Verheißungen, die den Vätern gegeben sind, von einem Halten der Rechte und Wege des HErrn die Rede ist, ebenso wie in der dem Gesetz beigefügten Verheißung die Worte vorkommen: „Denen, die mich lieben und meine Gebote halten", also in beiden Fällen in derselben Weise die Personen beschrieben sind, die in dem Gnadenbund stehen und so die Verheißung empfangen, und das sind eben die, welche, wie dies ihr Lebensgehorsam bezeugt, sich im Glauben auf die zugeschworene freie Barmherzigkeit Gottes verlassen.

3.

Wie aber die Vergleichung der dem Gesetz hinzugefügten Verheißung mit der Verheißung des Gesetzes selbst uns gezeigt hat, daß jene nicht zum Gesetz gehöre; wie ferner Gott selbst die betreffende Verheißung aus dem Gnadenbunde ableitet und abgeleitet wissen will, so zeigt uns nun auch drittens der Zweck und Nutzen dieser Verheißung, daß sie eine evangelische sein muß.

Vergleichen wir alle die Verheißungen, da Gott den Glaubenswerken der Christen Belohnungen aus Gnaden verspricht, mit der, welche dem Gesetz obenangestellt ist, so läßt sich ein wesentlicher Unterschied gar nicht entdecken. 1. Aller Gnadenlohn guter Werke setzt Gemeinschaft durch den Glauben mit Gott voraus. Erst muß Gott unser Gott sein, ehe wir von ihm erwarten können. daß er jene dem Gesetz angehängte Verheißung an uns erfülle. 2. Der Gnadenlohn guter Werke kann nur den Christen versprochen und gegeben werden, denn diese nur lieben Gott. 3. Die Belohnung guter Werke muß ja auch immer den Werken des Gesetzes folgen, denn wenn Werke nicht nach dem Gesetz gethan werden, so sind es gar keine guten Werke. 4. Es ist auch nur ein Thun der Barmherzigkeit, wenn Gott gute Werke belohnt, denn wenn wir selbst alles gethan haben, so haben wir doch nur gethan, was wir zu thun schuldig sind und müssen bekennen, daß

wir unnütze Knechte sind. 5. schließt auch der Gnadenlohn alles Verdienst aus. Diese Verheißungen des Gnadenlohns betreffen Versprechen leiblicher und geistlicher Güter, und sind überaus herrlich und mannigfaltig.[1]) „Denn die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Wenn Gott sich oben über dem Gesetz als der Gott darstellt, der er ist, nämlich als der Gnädige und Barmherzige in seiner Verheißung und als der Zornige in seiner Drohung, so will er damit seinem heiligen Gesetz das rechte Ansehen geben, damit es gehalten werde. Durch die Verheißung will er sein Volk locken zum Gehorsam des Gesetzes, durch die Drohung will er es gegen die angeborne Sicherheit aufschrecken. „Obgleich diese Worte eine Anrede an das jüdische Volk sind, es desto williger zur Erfüllung seiner Gebote zu machen, wie 3 Mos. 11, 45. steht, so gehen doch die Gebote selbst, die das Sittengesetz genannt werden, alle Menschen an."[2]) Wie Gott durch die Verheißung bei der Gesetzgebung, so lockt er auch durch die Belohnung guter Werke. „Die zeitlichen Verheißungen sind die Aepfel und Nüsse, damit Gott seine Kinder lockt." (Luther.) So lockt Gott auch uns noch mit zeitlichen, geistlichen und ewigen Verheißungen. Er lockt dadurch zur Verleugnung der Welt und ihrer Lust, Ebr. 11, 26. Matth. 19, 26., zur Barmherzigkeit gegen Nothleidende, Matth. 25, 34—40., zum entschiedenen Bekenntniß Christi, Matth. 10, 32., zur Sanftmuth, Demuth, Friedfertigkeit ꝛc., Matth. 5, 1—9., zur Vergebung der Beleidigungen des Nächsten, Matth. 6, 14., zum Vertrauen auf Gott im Irdischen, Matth. 6, 32. ꝛc. Das alles sind Ermunterungen, Gott nach seinem heiligen Gesetz willig und freudig als Kinder Gottes zu dienen. Nun fordert wohl das Gesetz diesen willigen Gehorsam von allen Menschen, aber willig kann es auch den Christen nicht machen. Es kann das Gesetz wohl die Uebertreter mit Strafen drohen und schrecken, aber dadurch richtet es nur Zorn an. Da alle Menschen das Gesetz übertreten haben und es daher alle verfluchen muß, so kann es unmöglich mit irgend welcher Verheißung locken, das Gesetz des HErrn zu halten. Es verlangt ja solchen Gehorsam, der von vollkommen Heiligen verrichtet wird, wie kann es Sünder locken zum Halten desselben? Darum müssen alle diese Verheißungen, dadurch Gott zum Gehorsam lockt, evangelischer Natur sein und können nur die Christen angehen, die durch Christum mit Gott versöhnt und wiedergeboren sind.

Durch diese Verheißung tröstet Gott seine Christen aber auch gar herrlich im Kreuz und Leiden zur Stärkung ihres Glaubens. Dr. Luther sagt: „Daß Gott will wohlthun bis in das tausendste Glied, das ist eine große, herrliche, tröstliche Verheißung, welche weit übertrifft allen Verstand der Vernunft: dieselbige hält es

1) Martin Chemnitz zählt die Verheißungen des Gnadenlohns zu jedem Gebet in seinen locis, pars II, Ausgabe von 1690, auf folio 38—98 auf.

2) Joh. Fr. Burg in der Hirschberger Bibel zu 2 Mos. 20, 2.

weder für recht noch für billig, daß um eines Frommen willen vielen Unverdienten Gutes geschehen soll." (Walch XXII, 619.) Als glaubensstärkende Trostpredigten haben auch die heiligen Männer Gottes die Verheißungen der Belohnung guter Werke gebraucht. Daniel liegt vor Gott in seinem Gebet und trauet allein auf Christi Gerechtigkeit, aber diesen Glauben stärkt er sich doch auch dadurch, daß „der erschreckliche Gott ein Gott ist, der Bund und Gnade hält bis in das tausendste Glied". Dan. 9, 4. Moses sahe an die Belohnung in der großen Seelengefahr am Hofe Pharaos, Ebr. 11, 26., und dies bewog ihn, die Schmach des Volkes Gottes zu erwählen und die Herrlichkeit der Welt fahren zu lassen. Ebr. 11, 26. wird dies als ein Glaubenswerk gerühmt. Hiskia hält dem HErrn in seiner Krankheit seinen aufrichtigen Wandel vor, und der HErr bekennt sich dazu als zu einer Glaubensbitte, Jes. 38. David tröstet sich in seinem Gebete damit, daß ihn Gott erhören werde: „Du belohnest die wohl, die deinen Namen fürchten", Ps. 61, 5. Und wie oft lesen wir, daß die Heiligen Gottes Gott ihren Glaubensgehorsam vorhalten. Sie trösten sich im Kreuz, „daß sie der HErr nach ihrer Gerechtigkeit richte", Ps. 7, 9., daß sie ihr Herz nicht verdammt, 1 Joh. 3, 7. 19., daß ihre Treue ihnen Zeugniß gibt, daß die Feinde sie aus Bosheit anklagen. Phil. 3, 9. 2 Cor. 11, 18. Und wie herrlich ermuntert Christus seine Jünger zu ihrem schweren Amte durch die Seligpreisungen und Verheißungen in der Bergpredigt. Auch hier macht es Christus wie bei der Gesetzgebung. Ehe er das Gesetz auslegt, sucht er erst durch Seligpreisen und Verheißen seine Jünger aufzumuntern, daß sie in Kreuz und Leiden dem HErrn treu dienen möchten. Wie muß das doch auch Christi Jünger aufmuntern und im Gottvertrauen stärken, wenn sie durch die Wüste der Entbehrung des Irdischen hindurch müssen, daß Gott ihnen verheißt, daß er sie im Irdischen segnen wolle, 3 Mos. 26, 1—8. 5 Mos. 30, 9. Cap. 28, 3—14. Ps. 37, 4, 5. Matth. 5, 3—9. ꝛc. Wie muß das unserer Glaubensschwachheit, die immer etwas sehen will, zu Hülfe kommen in Anfechtungen und Aengsten des Verzagens an unserer Gotteskindschaft, daß Gott uns geistliche Gaben verheißen hat, die unserm Glaubensgehorsam gegeben sind und dadurch von Gott zu Zeugen und Zeugnissen unsers Glaubens gemacht worden sind. 3 Mos. 26, 3. 11. 12. 2 Cor. 6, 16. Joh. 14, 24. Matth. 6, 14. ꝛc. So bezeugt die Apologie: „Aber dennoch hat Christus oft die Verheißung der Vergebung der Sünden an die guten Werke angehängt, nicht daß er wolle, daß die guten Werke die Versöhnung seien, denn sie folgen ja der Versöhnung, sondern um zweierlei Ursachen willen. Die eine ist, weil es nothwendig ist, daß die guten Früchte folgen müssen. Man wird daher erinnert, daß das eine heuchlerische und eingebildete Buße sei, wenn nicht gute Früchte folgen. Die andere ist, weil wir äußerliche Zeichen der so großen Verheißung nöthig haben, da das verzagte Gewissen vielfachen Trost bedarf." (Müller 134,

lat. Text § 154. 155.) Und wie muß das die Hoffnung der Christen stärken, die ein Christ fort und fort nöthig hat, daß der HErr an unsern Glaubensgehorsam selbst Güter des ewigen Lebens durch Verheißung geknüpft, Matth. 19, 28. 29. 16, 19. Luc. 12, 33. ꝛc. Das alles sind nur Wirkungen des Evangeliums. Denn das Gesetz, wo es sich auch findet, sowohl im Alten als im Neuen Testamente, übt nur das Amt des Todes, und richtet nie auf, stärkt nie unsern Glauben und Hoffnung im Kreuz, tröstet nie das arme Herz mit der angefangenen Heiligung als Zeugniß des Gnadenstandes. Deshalb schließen wir, daß diese Verheißungen evangelischen Ursprungs und evangelischer Beschaffenheit sind, da „Christus wie in andern Sacramenten, die Verheißung heftet an das äußerliche Zeichen, also heftet er auch hie (Matth. 6, 14.) die Verheißung von Vergebung der Sünde an die äußerlichen gute Werk". (Apol., Müller 134, deutscher Text.) Damit wollen wir freilich nicht sagen, daß sie Evangelium seinem eignen Wesen nach sind, denn das besteht darin, daß es Vergebung der Sünde dem Verlornen verkündigt, sondern daß diese Verheißung aus dem Evangelio folgt und so zu demselben gehört.

Joh. B. Carpzov schreibt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß Christus auch die Belohnung der guten Werke verspricht und verheißt, Matth. 5. Cap. 10, 24., und daß diese Belohnungen auch mit zum Evangelium gehören, weil sie sich auf die Früchte des Geistes erstrecken, welche nicht durch das Gesetz, sondern durch das Evangelium gegeben worden. Gal. 5, 22. Aber sie gehören nicht zum Wesen des Evangelii, noch verkündigen sie einfach das, was das Evangelium eigentlich ist, sondern sie gehören nur zur Folge dessen, was das Evangelium verkündiget, darbietet und schenkt, nämlich zur Gnade. Obwohl daher diese Verheißungen auch Werken versprochen werden, so sind sie doch nicht anzusehen, insofern sie Werke sind, sondern insofern sie Zeichen sind, die den Glauben und die vor Gott gültige Gerechtigkeit, das Recht des ewigen Lebens, so wie alle erlangten Güter als Folge der Rechtfertigung bezeugen. Daher dieselben auch nicht priore, als wären es die Ursachen, von demselben abhängen und demselben versprochen werden, sondern a posteriore, nicht als Verdienst, sondern aus Gnade und Barmherzigkeit versprochen werden." (Isagoge Sym. lib. 856.)

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

„Landeskirchliche Versammlung." Die große Entrüstungsversammlung gegen die ungläubigen Professoren, wie sie von den vereinigten „Confessionellen" und „Positiv Unirten" innerhalb der preußischen Landeskirche seit längerer Zeit geplant und mit großer Wichtigkeit angekündigt worden war, hat am 8. Mai in Berlin stattgefunden und an ihrem Theile wieder gezeigt, daß und warum all dergleichen Geschrei eine Reformation der Kirche so wenig befördert, daß es einer solchen nur

mehr hinderlich wird. Denn man will nicht mehr zurück zum vollen Worte Gottes. Bei aller allgemeinen Gläubigkeit hat man doch zu viel falsche Grundsätze, Mittel und Ziele vor Augen. Die unirte Landeskirche, die Massen des Volks, die „freie Wissenschaft", das Deutschthum, das Preußenthum, die Ehre bei den Menschen, kurz, allerlei irdische, fleischliche Dinge stehen ihnen viel zu hoch da, als daß sie im Stande sein sollten, Geistliches auch geistlich zu richten. Eine Ansprache des Superintendenten Holtzheuer-Weferlingen eröffnete die Vor-Versammlung mit Worten, wie man sie alle Tage im „Reichsboten" lesen kann. Klagen über den Verfall der Universitäten, Zornesergüsse gegen den immer mehr um sich greifenden Unglauben, Versicherungen, daß man sich den Wunderglauben und dergleichen „nicht nehmen lassen" wolle, untermischt mit patriotischen Aeußerungen, als: „Luther war der deutscheste Deutsche. Die gläubige Theologie hat Deutschland auch national wiedergeboren. Jeder echte Theologe soll den deutschen Geist wieder zurückführen von allen seinen Abgöttern zu dem lebendigen Gott", Aeußerungen, deren Zusammenhang mit dem angeblichen Zwecke der Conferenz man nicht verstehen würde, wenn man nicht wüßte, daß diese wie fast alle modernen „kirchlichen" Bestrebungen mehr das Diesseits als das Jenseits im Auge haben — das war der wesentliche Inhalt der „ergreifenden" Ansprache. Sodann begrüßte Pastor Löhr-Barmen die Versammlung Namens des „Rheinisch-westphälischen Vereins der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses". Wie dieser Verein sich eigens zu dem Zwecke gebildet zu haben scheint, eine in den Gemeinden vorhandene Neigung zu unterdrücken, welche dem Worte Gottes gemäß die Landeskirche fahren lassen und die lutherische Freikirche bauen möchte, hat dieser Pastor verrathen, indem er sagte: „Es war die allerhöchste Zeit. Hat man doch die Stimmung der Gemeinde also gefunden: ‚Warum quälen sich denn die gläubigen Pastoren so sehr in der Landeskirche, warum treten sie nicht aus, als eine geschlossene Macht? Zehntausende sind bereit, mit ihnen auszutreten!' Das ist eine Stimmung, die leider Gottes (!) besteht. Wenn man also nicht in den Kampf getreten wäre gegen die modernen Irrlehren, wäre die größte Gefahr (?) für die Kirche entstanden und viele hätten sich abgewendet. (!) Darum sind wir zusammengetreten, um zu protestiren und gläubige Lehrer zu fordern." Voll schwärmerischer Begeisterung forderte der Mann zur „Organisation" von Kirchlein in der Kirche auf, indem er sagte: „Unsere Bewegung ist schnell gewachsen. Erst waren wir dreihundert, dann fünfhundert, jetzt sind wir über zehntausend! Noch einmal solch eine Vertrauensadresse von zweihundert Theologen — und wir werden es erleben, daß gewaltige Schaaren aufstehen in unsern beiden Provinzen und ihre Stimme erheben werden für den alten Glauben! Davon zeugte auch die imposante Versammlung in Bielefeld, bei der über tausend Freunde des Bekenntnisses vereinigt waren." Leider ist heutzutage vielen die Zustimmung großer Massen ein Hauptbeweis für die Wahrheit einer Sache. Die Hauptverhandlungen wurden durch eine Predigt des Superintendenten a. D. Pfarrer Krückeberg eröffnet. „Nicht zum Angriff, sondern zur Stärkung, zur Vertheidigung sind wir hier zusammengekommen", führte der Prediger zu Anfang aus. Wir glauben, daß schon damit von vornherein alles verloren ist. Denn es wäre allerdings endlich Zeit, zum Angriff gegen den offenbaren Unglauben überzugehen, nachdem sich genug und übergenug gezeigt hat, daß die „Vertheidigung" gegen denselben zu nichts führt. „Was uns am meisten mit Betrübniß erfüllt", so sagte er unter anderm, „ist, daß die Umsturzparteien mit solchem Hohn darauf warten und hinweisen, daß sie nicht mehr nöthig hätten, die Kirche anzugreifen, sondern daß dies schon von denen besorgt würde, welche das Evangelium lehren sollten." Dann aber fuhr er fort: „Wir glauben nicht, daß sich diese Erwartung erfüllen würde." Warum nicht?

Weil Christi Name und Wort nicht vergehen werde. Ja, das ist wahr, die werden nicht vergehen. Ob aber auch bei uns nicht, das ist die Sache. Und daß das nicht geschehe, dazu ist nicht allein nöthig, theilweise „das Evangelium zu predigen", sondern zugleich auch, die ketzerischen Menschen zu meiden. Davon ist aber weder hier, noch überhaupt in der ganzen Versammlung auch nur mit einem einzigen Worte die Rede gewesen. Gerühmt wird sodann im Berichte des „Reichsboten", welchem wir folgen, die „imposante Menge" der Theilnehmer, zu denen etwa 1500 Herren und namentlich (!) Grafen und hohe Regierungsbeamte gehörten. Der Kaiser selbst war zwar nicht da, doch unterließ es der Vorsitzende, Graf Wartensleben-Genthin, nicht, die Versammlung zu erinnern, daß sie „mit Hoffnung und Vertrauen" auf ihn zu sehen habe. Wir erwähnen dies nicht als etwas Besonderes, sondern weil es echt staatskirchlich, zumal in Preußen, ist, daß man sich die Kirche und ihr Gedeihen gar nicht ohne die weltliche Obrigkeit und deren höchsten Vertreter denken kann. Merkwürdig ist dabei nur, daß gerade auch die Ungläubigen es in diesem Stücke ebenso machen und alle kirchlichen Parteien den Kaiser und König für sich in Anspruch nehmen. Andererseits wird bei ihnen allen die fehlende Einigkeit in Christo durch die Einigkeit im Kaiser und König ersetzt. Der erste Vortrag über das Thema: „Der Staat und die theologischen Facultäten" wurde an Stelle des durch Krankheit verhinderten Professors der Rechte Dr. Zorn-Königsberg von dem Oberverwaltungsgerichtsrath Hahn-Berlin gehalten. Wie seiner Zeit schon der Rostocker Professor Dieckhoff und mit ihm die „Allgemeine evangelisch-lutherische Conferenz" zu Schwerin zugestehen mußte, wurde auch hier wieder die Thatsache bezeugt, daß die theologischen Facultäten „Staatsanstalten" sind. Das Traurigste dabei ist aber das, daß man das Verkehrte hierin, die unheilvolle, schrift- und bekenntnißwidrige Vermischung von Staat und Kirche gar nicht erkennt, sondern, wie auch hier wieder geschah, als etwas ganz Natürliches, als etwas Gutes ansieht. „Staat und Kirche", so heißt es da, „müssen gemeinsam eintreten für die Erhaltung der höchsten Güter." Wie sehr bei einer solchen Auffassung bereits alle Begriffe verwirrt sind und alles Christenthum verloren gegangen ist, trat aber am deutlichsten in dem zu Tage, was Redner als die höchsten Güter ausdrücklich bezeichnete. Er sagte: „In dem furchtbaren Ernst der Zeit muß es dem Staat daran liegen, daß zum Schutz und zur Erhaltung der höchsten Güter: ‚Gott, König, Vaterland' die Kirche und ihre Diener in der Rüstung stehen, in welcher sie ihrem Beruf gemäß für diese höchsten Güter wirksam eintreten können einerseits mit den Mitteln der geistigen und wissenschaftlichen Rüstung, andererseits und viel mehr in der Rüstung des Glaubens und des Heiligen Geistes." Wenn der alte Rationalismus „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" auf seine Fahne geschrieben hatte, so könnte man solches noch eher als Religion gelten lassen, sofern doch dabei wenigstens noch ein ewiges Leben als das Endziel angesehen wurde, während das moderne „Christenthum" der „Confessionellen" und „Positiv Unirten" in Preußen seinen Endzweck mehr im Diesseits sucht. Das ist der Fluch des Staatskirchenthums, daß der Dienst, welchen angeblich der Staat der Kirche leisten soll, ganz von selbst umschlägt in einen Dienst der Kirche gegen den Staat. Auch der eingesandte Vortrag des Königsberger Professors Zorn ist im „Reichsboten" abgedruckt worden. Viel Ehre thut derselbe der römischen Kirche an, indem er sehr ausführlich auf deren Ausbildung ihrer Diener eingeht. Als ob diese auch Protestanten irgend etwas angehe. Und dabei weist er gerade das einzig Richtige, was bei ihnen sich noch findet, ab, nämlich die freien Predigerseminare! Er sagt: „Ich hoffe mich im Einverständniß mit allen, oder doch wenigstens den meisten Freunden zu befinden, wenn ich ausspreche: wir wollen nicht eine Vorbildung unserer jungen Theologen, die grundsätzlich gelöst wäre von dem Gesammt-Universi-

täts-Studium, wir wollen keine Predigerseminarien als Ersatz des Universitäts-studiums; die Predigerseminare, die wir wollen und fordern, sollen kein Analogon der tridentinischen Priesterseminare sein. Ich betone es laut und mit Entschiedenheit: so lange es uns nur irgend möglich bleibt, wollen wir den großen historischen Zusammenhang der theologischen Facultäten mit der universitas litterarum, wollen wir den Stolz des ordo theologorum als des ersten der vier großen Universitäts-ordines behaupten. Wir wollen darin bis zur äußersten Grenze des Möglichen gehen" 2c. In der That: Will man den „Stolz", an der Spitze der modernen „Wissenschaft" zu marschiren, und den Ruhm, von deren Vertretern anerkannt zu werden, nicht preisgeben, so wundere man sich doch nicht, wenn man ungläubige Professoren hat. Denn schließlich finden doch nur solche bei der Welt Anerkennung. Die göttliche Weisheit aber ist und bleibt „Thorheit" bei der Welt. — Auch Professor Zorn, der sich doch mit seinem Vertreter auf der Conferenz nicht zuvor verständigt hatte, bezeichnet in seinem gedruckten Vortrage als „unsere höchsten Güter", die es zu schützen und zu erhalten gebe, — „Gott, König, Vaterland". Ob oder welchen Vorzug diese Devise vor der altrationalistischen habe, darüber haben wir uns schon oben ausgesprochen. Den zweiten Vortrag über „Die Kirche und die theologischen Facultäten" hielt Pastor Kobelt-Neinstedt, einer der „orthodoxesten Lutheraner" innerhalb der unirten preußischen Landeskirche. Entsprechend dieser seiner Stellung war denn auch sein Vortrag ein wunderliches Gemisch von Irrthum und Wahrheit. Als „ganz falsch" wurde es mit Recht schon durch einen den Redner unterbrechenden Zuruf bezeichnet, wenn er erklärte: „Ich bin nicht für eine solche freie evangelische Facultät. . . . Eine theologische Facultät, die den Stempel der Rechtgläubigkeit an der Stirn trägt, erscheint mir als eine Gefahr, sowohl für die Lehrenden als für die Lernenden. Ich bin orthodox bis auf die Knochen, aber es widerstrebt mir, einen Schild zu tragen, auf dem dies zu lesen ist! Die Studenten könnten sich auf einer derartigen Facultät als eine auserlesene Schaar unter den Studirenden halten und wie leicht könnte sich daraus geistlicher Hochmuth entwickeln, besonders heute, wo sich der Methodismus so breit macht." Sehr treffend hat hierauf Pastor v. Bodelschwingh in der später nachfolgenden Besprechung an eine „geizige Tante" erinnert, „die uns immer vor dem Geben gewarnt hat, weil man dadurch hoffärtig werden könnte". — Gut war aber an dem Kobeltschen Vortrage, daß er den „Zopf" des Universitätszwanges abgeschafft wissen wollte und betonte: „Der Staat ist von dieser Welt. Sein Gesetz ist menschlich. Die Kirche kennt nur ein Gesetz, das ewig ist. Ihre Freiheit besteht in der Unterwerfung unter dieses Gesetz." So sollte er nur von der Staatskirche sich lossagen. Sonst wird er auch deren „Zopf" nicht los. Oder fürchtet er auch durch diese Befolgung eines göttlichen Gebotes hochmüthig werden zu können? — Gut war ferner ein Bekenntniß zur alten lutherischen Theologie, indem er sagte: „Diese abgerissenen Redensarten von ‚zurückgebliebenen Vertretern der Dogmatik des 17. Jahrhunderts', von Buchstabengläubigen und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind, können auf einen vernünftigen, ausgewachsenen Christen keinen Eindruck machen", und besonders zu der in unsern Tagen so verachteten Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, indem er sagte: „Und wenn Stöcker siegesfroh verkündigt, daß die Inspirationstheorie niemand mehr annimmt, und Beyschlag ihn durch ein eichenes Brett dafür lobt, so ist das nur eine picante Verschiebung" (eine feinere Wendung), „eine vorübergehende Allianz (Verbindung mit den Gegnern), auf welche nichts zu geben ist." Dieses letzte Zeugniß Pastor Kobelts konnte in einer solchen Conferenz natürlich nicht unwidersprochen bleiben. Nach der Pause verlas der Vorsitzende zunächst folgende Erklärung des Vorstandes: „Nachdem in dem letzten Vortrag,

dessen frischer, muthiger Bekenntnißton in der Versammlung mannigfachen lebhaften Beifall gefunden hat, einige Bemerkungen gefallen sind, durch welche Brüder, mit denen wir eines Glaubens sind, sich verletzt gefühlt haben, sehe ich mich veranlaßt, Namens des Vorstandes unser Bedauern darüber auszusprechen. Insonderheit über das ‚Wie' der Inspiration der heiligen Schrift gibt es in unserer Kirche keine bekenntnißmäßige Formulirung. Daß die heilige Schrift von Gott inspirirt ist, das ist Kirchenlehre: wie diese Inspiration zu denken ist, das gehört zu den Theologumenen. Und zur Einigkeit der christlichen Kirche und auch dieser christlichen Versammlung genügt, daß wir auf dem der Kirche gegebenen Worte Gottes fest stehen." Mit dieser Erklärung tritt die Berliner Unionsversammlung würdig an die Seite des breslauischen „Kirchenblattes", der Leipziger Mission, der Luthardtschen Kirchenzeitung 2c., indem sie alle die heilige Schrift genau so behandeln wie ihre angeblichen Gegner, die Protestantenvereinler, den HErrn Christum, dessen Gottheit sie alle vorgeben, über deren „Wie?" sie sich nur nicht einig sind. Ueberall dieselbe Falschmünzerei, indem sie hier unter „Gottheit" etwa eine gewisse „Erhabenheit", dort unter „Inspiration" einen gewissen „Einfluß" Gottes verstehen. Und das soll alles für baare Münze und wahres Christenthum gelten. Ja, mit solchem „Christenthum" will man die theologischen Facultäten reformiren! Wir meinen, das heiße, mit Stroh gegen Flammen streiten. Pastor Kobelt aber hat die von ihm erkannte Wahrheit offenbar verleugnet, indem er zu der vorstehenden Erklärung des Vorstandes der „Landeskirchlichen Versammlung" geschwiegen hat. Sollte er etwa auch in einem Thatbekenntnisse die Gefahr „geistlichen Hochmuths" sehen? Den dritten Vortrag hielt Pastor Möller-Gütersloh über „Die Theologie und die theologischen Facultäten". Wenn derselbe die letzteren des Irrthums zeiht, „wenn sie den darwinistischen Naturalismus auf das Gebiet der Theologie übertragen", und den Satz von der Freiheit der Wissenschaft eingeschränkt sein lassen will durch den Satz der Bibel: „Es steht geschrieben", so bedürfte es freilich eines andern Auftretens, als aus dem Bericht des „Reichsboten" zu ersehen, um diesen an und für sich wahren Behauptungen einen höheren Werth als denjenigen gewöhnlicher Redensarten zu verleihen. Denn nach dem soeben erst kund gewordenen Standpunkte der Conferenz, wie derselbe dem Wesen der Union, sowie der modernen Offenen-Fragen-Theologie entsprechend ist, dürfen wir derartige Schlagwörter als christliches Bekenntniß nicht ansehen. Zum Schlusse sollte auch noch der unvermeidliche Stöcker einen Vortrag über „Das Volk und die theologischen Facultäten" halten. Zu geschweigen davon, daß von einem Stöcker natürlich nicht zu verlangen ist, daß er über ein Thema ordentlich rede (denn die berühmten „Redebegabten" pflegen lieber von allen möglichen und unmöglichen Dingen und noch etwas mehr in buntem Durcheinander mit „zündender" Beredtsamkeit zu sprechen) — die innere Unwahrhaftigkeit des Stöckerschen Standpunktes wie desjenigen dieser ganzen Versammlung überhaupt trat auch in diesem letzten Vortrage wieder zu Tage. Denn „aus vollem Brustton der Ueberzeugung", wie man zu sagen pflegt, wurde da von „Bibel und Bekenntniß", vom „alten Glauben" und „alten Gott" geredet, und doch war das alles nicht so gemeint. Denn so hieß es da: „Wir möchten hier im Namen unsers evangelischen Volkes bezeugen, daß wir an die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift noch glauben und im Bekenntniß der Kirche stehen! Ich sage freilich: beschränken wir uns auf das, was feststeht. Wollen wir nur das Göttliche halten, nicht das Menschliche! Die göttliche Autorität der Schrift ist göttlich, die alte Inspirationslehre" (NB. welche die Schrift selbst lehrt! H—r.) „ist menschlich! Wir können uns und die Kirche nicht engagiren über die Bekenntnisse hinaus. Lassen Sie uns froh sein, wenn wir die Bekenntnisse, ja das Wesentliche (!) der-

selben schützen gegenüber der Kritik, wenn wir das retten, was zur Seligkeit der Seele nothwendig ist." Was das Letztere ist, so soll darüber wohl nicht Gottes Wort, sondern Herr Stöcker zu befinden haben, der bekanntlich sein Predigtamt hat fahren lassen, um Socialpolitik zu treiben. Und weil Stöcker bei dieser Gelegenheit, veranlaßt durch Pastor Kobelt, auch wegen seines die christliche Wahrheit verleugnenden Auftretens auf dem „Evangelisch-socialen Congreß" vom vorigen Jahre sich zu vertheidigen hatte, so that er es, indem er unter „allgemeiner Zustimmung der Versammlung" sagte: „Das, was man gegen den ‚Evangelisch-socialen Congreß' sagt, das kann man auch gegen den ‚Gustav-Adolf-Verein' sagen. Ich bin überzeugt: wenn auf jedem Gustav-Adolffest einer aufstehen wollte und die Linke zur Buße rufen wollte, gäbe es in acht Tagen keinen ‚Gustav-Adolf-Verein' mehr!" Summa: Im „Gustav-Adolf-Verein" arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, im „Evangelisch-socialen Congreß" arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, so wird man wohl schließlich auch in der Landeskirche mit denselben ungläubigen Professoren zusammen arbeiten, mit denen man's dort thut, und so kann man ja ruhig alles beim Alten bleiben lassen. Man wird's auch wohl müssen. Denn der Staat und seine Regierung denkt ja nicht daran, etwas zu ändern, kann es auch gar nicht. Fragt man aber: Was sollen denn alle solche Entrüstungsversammlungen mit ihren „Resolutionen", „Petitionen" 2c., so scheint es nichts weiter zu sein, als daß eine gewisse kirchenpolitische Partei etwas zu thun haben möchte. Daß wir aber niemandem Unrecht thun, wollen wir noch die Erklärung hinzufügen, daß den in aufrichtiger Meinung für den christlichen Glauben Eintretenden der sie verblendende Teufel etwas zu thun gibt, damit sie nicht auf die Mittel gerathen, durch welche wirklich sein Reich zerstört und die Kirche Christi gebaut würde. Die Resolution der Versammlung, zu deren „Verwirklichung" ein gewählter Ausschuß „weitere Schritte" thun soll, lautet: „Die am 8. Mai tagende landeskirchliche Versammlung beschließt: I. In Erwägung, daß die Kirche von den theologischen Facultäten mit Rücksicht auf den Zweck des akademischen Unterrichts, für den Dienst der Kirche vorzubilden, die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses erwarten muß, — daß der heutige Stand der theologischen Facultäten, sofern sie die Autorität des Wortes Gottes untergraben und die Thatsachen des Heils zweifelhaft machen, eine schwere Gefährdung unserer Kirche und unsers evangelischen Volkes ist, fordert die Versammlung vom Staat, bei der Besetzung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntniß entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein zu lassen, und erklärt es für ein Recht der Kirche, auf die Berufung der theologischen Professoren einen wirksameren Einfluß zu haben. II. In Erwägung, daß die Organisation der Universitäten auf dem Princip freier Betheiligung am wissenschaftlichen Unterricht beruht, daß die theologischen Facultäten das Recht zur Theilnahme an demselben durch die Gewährung der Licentiatur und der venia legendi verleihen, erklärt es die Versammlung für eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden und synodalen Organe, dafür Sorge zu tragen, 1. daß geeigneten Geistlichen der Auftrag gegeben werde, gemäß den akademischen Ordnungen in den Lehrkörper der Universitäten einzutreten und an der wissenschaftlichen Arbeit, sowie am Unterricht der Theologiestudirenden theilzunehmen; 2. daß denselben für die Dauer solcher Dienstleistungen von Seiten der Kirche eine ausreichende Besoldung gewährt werde; 3. daß überall an den Universitäten freie Convicte begründet werden, in denen die Theologiestudirenden wissenschaftlich im Geiste der Kirche gefördert werden und die Convictsvorsteher als künftige akademische Lehrer sich ausrüsten und erproben können." (Freikirche.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Das deutsche Seminar der General-Synode, welches von Dr. Severinghaus in Chicago vor Jahren gegründet worden ist, hat gemäß dem Beschluß der Wartburg-Synode, daß „der Unterricht im Seminar im Sinne deutscher Intelligenz und Gründlichkeit umgestaltet" werden solle, E. Hering, „einen auf deutschen Universitäten gebildeten Geistlichen", als zweiten Professor angestellt. In seiner Inauguralrede, welche der Verwaltungsrath zum Druck beordert hat, gibt nun E. Hering ganz unmißverständlich an, worin die „deutsche Intelligenz und Gründlichkeit" besteht, womit er und das „Deutsche Seminar" in Zukunft die lutherische Kirche in America im Allgemeinen und die General-Synode insonderheit zu beglücken gedenken. Der „Z. d. W." schreibt hievon also: „Seine — Herings — ‚Meinung' ist (S. 11), ‚daß an dem Bekenntniß unserer lutherischen Kirche so lange nicht gerüttelt wird, bis ein neues seine unzweifelhafte Berechtigung erwiesen hat'. Ihm steht dieses Bekenntniß nämlich nicht mehr fest. ‚Darvinismus' und ‚socialistische National-Oekonomie' enthalten ‚Wahrheits-Elemente'. Diese erscheinen ihm so wichtig, daß er glaubt, ‚die Kirche' müsse ‚wie zur Zeit ihrer ökumenischen Synode (?) um Klarwerdung über die allercardinalsten Dinge ringen'. Da sieht man, was für eine Kirche dieser Herr Professor hat, eine Kirche, in welcher erst gerungen werden muß über die Fragen, ob es einen Gott gibt, eine Ewigkeit zu erwarten sei ꝛc. Er will nämlich nicht gehören zur ‚conservativen kirchlichen Partei, welche festhält am Bekenntniß der Väter, die sich das Leben in Kirche und Staat nicht anders vorstellen konnten, als bestimmt durch die weise Leitung und das in Christo concentrirte, übernatürliche Eingreifen Gottes'. (S. 11.) Er hält es mit der ‚liberalen Partei der Gegenwart, die das universale Gesetz allmählicher Entwickelung auch auf die Menschheit und ihre Geschichte, mithin selbstverständlich auch auf die Kirche anzuwenden für Pflicht hält'. (S. 11.) Denn es ‚läßt sich nicht leugnen, daß in dem Geltendmachen der neuen Principien seitens dieser Reformer beachtenswerthe Wahrheiten liegen, die nicht verloren gehen dürfen'. Es sind nach seiner Meinung solche Wahrheiten, die ‚eine Neu-Construction, Fassung oder Formulirung desselben alten Bekenntnisses' herbeiführen müssen. (S. 11.) Aber ‚diese allseitig anerkannte Neu-Construction' ist noch nicht ‚gekommen'. Darum muß man einstweilen vor dem Volke heucheln und die alten Bekenntnisse ihnen gegenüber festhalten, aber auf den ‚Katheder und in die Hörsäle auch unsers Seminars' gehören die ‚gelehrten Fragen der theologischen Schulen'. (S. 12.) Seine Schüler müssen darum bekannt werden mit den ‚Tendenzen der reformirenden Fortschrittspartei' und zu diesem Zwecke ‚Logik und Metaphysik' treiben; sie müssen in Betreff der heiligen Schrift ‚jene Wahrheitsmomente' auffassen lernen, ‚die als gesicherte Resultate der Forschung, wie ich sagte, nicht verloren gehen dürfen'. ‚Was ich damit meine, ist ein Zweifaches: Die rechte Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, und zweitens eine Exegese derselben, die die neuen Forschungs-Resultate im Licht des Heiligen Geistes berücksichtigt.' Er will also durch seine Arbeit die alte Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift umstoßen, denn er kennt ‚gesicherte Resultate der Forschung'. Dazu sollen ihm denn Aussprüche von Luther dienen. Aber seine Schüler müssen lernen, vor dem Volk ‚selbst mit den sehr freien und „‚liberalen"' Aeußerungen unsers großen Reformators Luther über den verschiedenen Werth der einzelnen biblischen Bücher vorsichtig umzugehen'." — Es ist charakteristisch für die Lehrstellung der General-Synode, daß sie glaubt, in

einem Manne wie E. Hering, der sich bisher in unirtem Wasser aufgehalten, einen großen Fisch für ihr Seminar gefangen zu haben. F. B.

Presbyterianer und die Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift. Auf dem "General Assembly" der Presbyterianer in Pittsburgh erklärte Dr. Patton von Princeton, einer von den anerkannten Führern der conservativen Presbyterianer, daß die Kirche zwar an der Inspiration der Bibel festhalten müsse, aber auf Irrthumslosigkeit (inerrency) derselben nicht bestehen brauche. Es sei genug, wenn man davon überzeugt sei, daß die Bibel die unfehlbare Regel des Glaubens und Lebens und inspirirt sei. Damit sei auch die Frage noch lange nicht entschieden, daß man Beweisstellen aus der Schrift beibringe, um die Inspiration der Bibel darzuthun. Man müsse die Geschichte, die Philosophie und die Kritik zu Rathe ziehen 2c. — Mit Recht bezeichnet der "Evangelist", ein eifriger Verfechter der Briggs'schen Theologie, dies als "a case for discipline", denn mit der Irrthumslosigkeit der Schrift fällt auch die Inspiration und Autorität der Bibel als unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens. Inspiration ohne Unfehlbarkeit ist ein unmöglicher, mit einem Widerspruch behafteter Begriff, wie unheilige Heiligkeit, beschränkte Allwissenheit, unbewußte Zweckmäßigkeit und andere mehr. Ist die Schrift nicht irrthumslos, so kann sie auch nicht von dem irrthumslosen Gott inspirirt sein; ist sie aber inspirirt, so muß sie auch irrthumslos sein, und das Wort des Heilandes: Die Schrift kann nicht gebrochen werden, voll und ganz von derselben gelten, es sei denn — was zu behaupten einer Blasphemie und Leugnung Gottes selber gleichkommt —, daß Gott selber dem Irrthum unterworfen wäre. F. B.

Bekenntniß der General-Synode. Die Constitution der General-Synode enthält das Bekenntniß: "Receiving and holding with the Evangelical Lutheran Church of our fathers, the Word of God as contained in the Canonical Scriptures of the Old and New Testaments, as the only infallible rule of faith and practice, and the Augsburg Confession, as *a correct exhibition of the fundamental doctrines of the divine Word*, and of the faith of our church, founded upon that Word, all regularly constituted Lutheran Synods, not now in connection with the General Synod, may at any time become associated with the General Synod." Auf der letzten Synode der General-Synode in Hagerstown wurde nun einstimmig der folgende Beschluß angenommen: "Resolved, That in order to remove all fear and misapprehension, this convention of the General Synod hereby expresses its entire satisfaction with the present form of doctrinal basis and confessional subscription, which is the Word of God, the infallible rule of faith and practice, *and the unaltered Augsburg Confession as throughout in perfect consistence with it* — nothing more, nothing less." — Wer nun aber hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die Männer vom Schlage des "Lutheran Observer" oder gar des "Lutheran Evangelist" mit obigem Beschlusse eine Schwenkung zum Besseren gemacht hätten, dürfte sich sehr täuschen. Zwar erklärt der "Lutheran Evangelist" vom 12. Juli, obwohl er seine Unzufriedenheit mit dem Beschlusse in Hagerstown nicht verheimlichen kann: "True to our irenic spirit, we say 'Amen' to everything that promotes righteousness and peace." Wie viel das aber zu bedeuten hat, geht hervor aus dem "Amen", welches Butler auf derselben Seite unter andern auch folgendem Satze gibt: "Since my real mature intelligence has shown to me the true function and utility of religion in human affairs, I have become almost entirely indifferent to theological and even to denominational differences of practice and belief." Das kann doch wohl nichts anderes heißen wollen und können, als daß Butler und seinen Genossen in der General-Synode die Augustana nicht mehr gilt, als das Bekenntniß irgend einer andern Secte auch. F. B.

II. Ausland.

Leipziger Mission. Auch bei dem diesjährigen Leipziger Missionsfest, das am 5. Juni abgehalten wurde, ist in mancherlei Vorträgen und Aussprachen unsere Missourisynode wieder reichlich bedacht worden. In dem Jahresbericht des Missionsdirector v. Schwartz findet sich folgender Passus: „Schmerzlicher noch als die Lücken, die der Tod in den Kreis unserer Mitarbeiter gerissen hat, empfinden wir das eigenwillige Ausscheiden aus der Arbeit, das ein junger Missionar sich hat zu Schulden kommen lassen. Unserer Mission, welche ihn ausgestattet und ausgesandt und deren Brod er 3½ Jahre lang gegessen, hat er den Rücken gekehrt, gerade als er die tamulische Sprache ziemlich erlernt hatte und nun bald fähig gewesen wäre, in die Arbeit einzutreten; die Fahne, welcher er zwei Jahre zuvor Treue gelobt, hat er im Stich gelassen, indem er uns gerade das zum Vorwurf machte, was allein seinen Eintritt in den Dienst unserer Mission ermöglichte, nämlich das freundliche Verhältniß, in welchem wir zu der lutherischen Kirche Sachsens stehen. Fragen wir aber, was doch seine Laufbahn im Dienste unserer Mission zu einer so kurzen und unbefriedigenden gemacht hat, so lautet die Antwort: Daß er fast von Anfang an das Wort mit Füßen getreten hat: ‚Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz!‘ daß er fast von Anfang an sich verleiten ließ zur Einmischung in Dinge, die ihm nicht befohlen waren, und zu deren Beurtheilung er leider noch nicht reif war. Wir wollen ja gern auch bei denen, welche unsere Mission schädigen und schmähen, entschuldigen und zum Besten kehren, so viel wir können. Wir wollen nicht vergessen, daß einem jungen Missionar große Versuchungen drohen. Er hat viel Wissen einsammeln müssen, um sich für seinen Beruf geschickt zu machen. Und ‚das Wissen‘, sagt der Apostel, ‚blähet auf‘. In der Heimath bewundert man das Opfer, das er bringt, indem er hinausgeht; in den Missionsblättern oder gar in Kirchenzeitungen ist von ihm zu lesen; große Versammlungen lauschen dem Bericht von seinen Erlebnissen — und drüben ist er schon als Europäer ein großer Mann, seine Gemeinden, seine Missionsdiener blicken zu ihm empor, als zu dem, welcher ihr Wohl und Wehe in seiner Hand hält. Ist's ein Wunder, wenn mancher der Versuchung erliegt und läßt sich dünken, er wäre etwas Großes? er könne nun Alles beurtheilen und Jedermann vor seinen Richterstuhl ziehen? Ach, lieben Freunde, die Missionare bedürfen großer Demuth und vieler Fürbitte um Erhaltung in der Demuth, damit sie dieser Gefahr der Selbstgefälligkeit entgehen, die ihrem Geistesauge die Einfalt und ihrer Arbeit den Segen raubt! — Und zum andern wollen wir auch bedenken, daß es wohl begreiflich ist, wenn in unserer Zeit eine Gemeinschaft, welche sich vor anderen des rücksichtslosen Festhaltens am alten Glauben rühmt, eine gewisse Anziehungskraft ausübt. Wie in der Reformationszeit die Ausschreitungen der Schwärmer und Sacramentirer, der Zwickauer Propheten und der Münsterschen Rotte einen Rückschlag herbeiführten und viele zurücktrieben in des Pabstes Arme, weil sie fürchteten, die Freiheit eines Christenmenschen, die Luther verkündigte, gebe keinen Halt und ziehe keine Grenze, man müsse eine sichtbare Autorität haben, sonst sinke Alles dahin, was den Vätern heilig gewesen sei, — so geht es jetzt auch. Die Ausschreitungen einer Wissenschaft, welche die großen Thaten Gottes für Märlein und Christi Sacramente für leere Menschenfündlein erklärt, läßt in vielen Herzen die bange Frage auftauchen: wo will das hinaus? Und Mancher, der mehr um sich herblickt auf Sturm und Wetter, als auf den HErrn, der beiden gebietet; Mancher, der den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erde und Himmel untergeht, nämlich das ewige Erbarmen, die Gnade Gottes in Christo JEsu, die das Herz neu, selig und fest macht, selbst noch nicht tief genug erfahren hat, sucht nach einem greifbaren Halt und meint etwa Sicherheit zu finden in einer

Gemeinschaft, die allen ihren Gliedern ein festgefügtes Lehrsystem zu glauben aufgibt, das keine Frage offen läßt, sondern das fast über alle Dinge im Himmel und auf Erden eine Antwort bereit hat und nur die eine gelten läßt, — aus Gottes Wort, wie sie sagen, aber freilich bisweilen mit einer Art, die Schrift zu brauchen, die es auch rechtfertigen würde, wenn man etwa nächstens einen Glaubensartikel ‚Von den drei Himmeln' aufstellen sollte, weil ja St. Paulus einmal davon redet, daß er entzückt gewesen sei bis in den dritten Himmel. Da hat man allerdings eine feste Grenze, denn wer sich ihren Lehrentscheidungen nicht fügt, den schließen sie von der Gemeinschaft der Kirche und des Sacramentes aus und rühmen sich dessen. Aber man hat sie um einen theuren Preis: man ist gefallen in der Menschen Knechtschaft; man ist in Gefahr, die Kirche Augsburgischer Confession zu zertrennen in eine wachsende Zahl von Secten, denen der Lehrstreit Lebenselement ist, die sich gegenseitig in den Bann thun und sich den lutherischen Namen absprechen, weil ihre Führer sich über dies und das, über das Verhältniß von Kirche und Staat, vom geistlichen Amt und Kirchenregiment, von Kirche und Einzelgemeinde, oder auch über den Widerchrist und das tausendjährige Reich, über die Gnadenwahl oder die Berechtigung, Zins zu nehmen, verschiedene Gedanken machen und ihre Gedanken den Seelen aufzwingen mit Bannen und Dräuen. Aber wir wollen nicht der Menschen Knechte werden, und wollen unsere Missionare nicht dazu machen lassen; wir wollen unsere theure Mission von diesem Hadergeiste nicht zertrennen lassen; und vor allen Dingen wollen wir nicht, daß unsere Missionare ihre Zeit vergeuden mit Dingen, zu deren Entscheidung sie nicht berufen sind, sondern daß sie mit aller Treue und Geduld Heiden und Christen unterweisen in dem einfältigen Katechismusglauben, der ihre Seelen selig machen kann. Wir wollen bleiben bei der Weise St. Pauli, an dem sich die Verheißung Christi reichlich erfüllt hat, daß sein Geist seine Jünger in alle Wahrheit leiten würde, und der es dennoch wohl wußte, daß auch *sein* Wissen und *sein* Weissagen eitel Stückwerk sei, hat sich auch nicht anfechten lassen, durch die vielen Fragen, die ihm noch offen blieben, sondern hat sich genügen lassen an Christi Gnade." Dieser Erguß verdient keine eingehende Kritik. Es ist alles eitel Verleumdung, Lüge und Lästerung. Missionar Kellerbauer hat in einem officiellen Schriftstück, welches wir in der letzten Nummer dieses Blattes mitgetheilt haben, über seine Gewissensbedenken, die ihn zum Austritt aus der Leipziger Mission bestimmt haben, sich geäußert. Wer für solche Gewissensscrupel kein Sensorium hat, wer überhaupt für die reine Lehre kein rechtes Gewissen hat, der mag von einem „verirrten Gewissen" reden. Aber die Gründe des Missionars gänzlich ignoriren und seine Handlungsweise ohne Weiteres, ohne alle Beweise, auf Hoffart zurückführen, wie dies hier geschieht, ist Herzensrichterei von der schlimmsten Art. Der Hohn und Spott, den der Missionsdirector über „das festgefügte Lehrsystem" Missouris ergießt, trifft im Grund Niemand anders, als den HErrn Christum selbst. Was unsere Synode in den angeführten Punkten, die jetzt als „offene Fragen" cursiren, lehrt, ist nichts Anderes, als die klare Lehre des göttlichen Worts, ein Theil der Lehre Christi und seiner Apostel. Und Christus, der HErr, wird schon seiner Zeit seine Ehre suchen. Es ist in obiger Kritik Missouris Alles auf den Kopf gestellt. Gerade die neueren deutschen Theologen setzen und ersinnen Glaubensartikel außer und neben der Schrift, aus ihrem eigenen Ich, verleugnen grundsätzlich das apostolische Princip, daß unser Wissen und Weissagen Stückwerk ist, machen aus dem Christenthum ein vernunftgerechtes System, während wir mit Allem, was wir lehren, uns in den Grenzen der Schrift bewegen und grundsätzlich nicht reimen, was sich nicht reimen läßt. Daß die Missourisynode Alle, die nicht in allen Stücken mit ihr stimmen, „in den Bann thue" und ihre Dogmen „den Seelen mit

Bannen und Dräuen aufzwinge", ist einfach erlogen. Wir haben uns zur Genüge darüber ausgesprochen, was wir vom Bann halten, und warum wir mit Falschgläubigen keine Kirchengemeinschaft halten. Director v. Schwartz macht die blinde Wuth gegen Missouri ganz unsinnig. Unterhalten etwa die ostindischen Missionare und Christengemeinden der Leipziger Mission mit den dortigen englischen Missionen Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft? Und haben sie damit, daß sie dies nicht thun, jene in den Bann gethan? Und es ist gleichfalls nicht aus der Wahrheit, wenn der Director die Leipziger Missionare anweist, ihre Zeit nicht mit Dingen zu vergeuden, die nicht ihres Amtes sind, sondern Heiden und Christen in dem einfältigen Katechismusglauben zu unterweisen. Handelt es sich doch in dem gegenwärtigen Conflict gerade um die einfältige Katechismuswahrheit, die allen rechten Christen gleichsam in Fleisch und Blut eingeimpft ist, daß die ganze Bibel Gottes Wort ist. Die Leiter der Leipziger Mission mögen nur fortfahren, mit solchen Waffen die missourische Richtung zu bekämpfen, sie werden damit nicht uns, sondern nur ihren eigenen Seelen und ihrer eigenen Mission Schaden thun. — Aus den Verhandlungen der Generalversammlung führen wir dem Bericht des Leipziger Missionsblattes gemäß nur Folgendes an: „Im Anschluß hieran sprach es Graf Vitzthum, einer Anregung aus der Missionsgemeinde folgend, aus, daß es nunmehr nach gewonnener Einsicht in die veröffentlichten Actenstücke und nach Entgegennahme dieser letzten Mittheilungen des Directors Pflicht der Generalversammlung sei, das Collegium und die Missionssynode in Trankebar durch eine bestimmte Erklärung zu stärken, das kirchenspaltende Treiben der Missourier öffentlich zu verurtheilen und die Missourisynode vor Gott und Menschen für allen Schaden, der aus ihrem Missionsunternehmen erwachsen kann, verantwortlich zu machen. In der sich hieran knüpfenden Besprechung betonte der Vorsitzende, daß das Collegium, dem er damals noch nicht angehört habe, nach seinem Urtheil mit aller Weisheit, Milde und Geduld verfahren sei, daß die Ursache des ganzen Streites ein gewisser Independentismus sei, der sich in unsern Tagen besonders bemerklich mache, und daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist. Andrerseits wurde geltend gemacht, daß eine derartige Resolution nur Anlaß bieten würde zur Fortsetzung des Streites, der bei der Art, wie man von jener Seite den Streit führe, höchst unerquicklich sei und keinen Segen für unser Werk erwarten lasse. Ueberdies sei das, was uns von Missouri trennt, in dem Jahresberichte des Directors hinreichend gekennzeichnet. Wir müssen es daher für unsere alleinige Aufgabe erkennen, unser Friedenswerk in Frieden zu treiben. Diese Ausführungen fanden die Billigung der Abgeordneten, die sich zu dem Beschlusse vereinigten, auf Grund ihrer Kenntnißnahme von den in letzter Zeit veröffentlichten Actenstücken wiederholt ihr Einverständniß mit dem Verfahren des Missionscollegiums bei Gelegenheit des Ausscheidens der Missionare Kempf, Näther, Mohn und Kellerbauer und ihr volles Vertrauen zu der Missionsleitung auszusprechen." Man beklagt sich hier von Neuem über „das kirchenspaltende Treiben der Missourier". Das ist der alte Vorwurf, den schon Elias aus Ahabs Munde vernahm. Wir entgegnen: Nicht wir sind es, sondern ihr seid es, die ihr mit eurer gottlosen Lehre von der Schrift, überhaupt mit eurer losen Lehre und losen Praxis Israel verwirrt und zertrennt. Der Satz, „daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist", macht dem Vorsitzenden, dem Präsident des bairischen Oberconsistoriums, Dr. Stählin, als Theologen wenig Ehre. Ist die Schrift nicht wirklich und wahrhaftig Gottes Wort,

in allen Theilen vom Heiligen Geist eingegeben, so fällt auch das Zeugniß von der Versöhnung Gottes in Christo, so fällt auch die Heilsgewißheit der Christen dahin.
G. St.

Bairische Pastoralconferenz. Bei der im Juni d. J. in Nürnberg abgehaltenen allgemeinen bairischen Pastoralconferenz lieferte Gymnasialprofessor Engelhard ein Referat über das Thema: „Der Glaube der Kirche und die Aufgabe der Kritik gegenüber der heiligen Schrift des Alten Testaments." Der Referent stellte unter Anderem folgende Behauptungen auf: „Die Kirche kann aber das Alte Testament nicht in Trümmern liegen lassen. Auch in unserer Landeskirche ist Widerspruch gegen die kritische Schule erhoben worden. In der Reihe der Kämpfer steht vorne an Pfarrer Rupprecht. Doch ist mit einem allgemeinen Verdammungsurtheil, mit der Forderung von Absperrungsmaßregeln nichts geholfen. Solche Kampfesweise verbietet die einfache Klugheit, die Gewissensfreiheit. Es ist doch festzuhalten, daß es in der Kirchengeschichte keine Verirrung gibt, die nicht irgend ein Stück Wahrheit zu ihrer Berechtigung in sich hätte. Kritik ist wider Kritik zu setzen. Das Recht der Kritik darf nicht beeinträchtigt werden wegen etwaiger Folgen. Dem christlichen Glauben ist JEsus Christus die höchste Autorität. Die Zweifel des Alten Testaments können aber doch nur aus dem Alten Testament gelöst werden. Vielen erscheint es unkirchlich, zuzugeben, daß JEsus das Alte Testament unrichtig beurtheilt habe. Doch ist diese Möglichkeit von der evangelischen Theologie zugestanden, und es ist auch für die Gemeinde nicht unfaßbar, wenn sie sich hält an den Menschensohn, der sündlos, aber nicht allwissend war. Die Kirchenlehre darf keine Schranken bilden für die Prüfung des Alten Testaments. Die Kirche der Reformation sollte wissen, daß die Kritik der Kirche vielmehr immer nothwendig, vorübergehend beschwerlich, niemals schädlich ist. Man rege nur die Gemeinden nicht unnütz auf, besser ist es, von der Herrlichkeit des Alten Testaments zu predigen, als von der Kritik des Alten Testaments. Die Ruhe darf die Wahrheit nicht zum Schweigen bringen. Auch die Noth der jungen Theologen darf das Recht der Kritik nicht schmälern. Die einfache Klugheit, die Liebe zur Wahrheit, die Achtung vor der Gewissensfreiheit, verbietet der Kirche, die Kritik schlechthin zu verbieten." Nur zwei Glieder der Conferenz, Pfarrer v. Zezschwitz und Conrector Deinzer verwahrten sich gegen den Satz, daß wir uns an das Urtheil des HErrn über das Alte Testament nicht gebunden achten könnten. Man sieht, zu welchen Consequenzen die moderne Theorie von der Schrift führt. Ist die Schrift nicht mehr unfehlbar, so muß man auch dem HErrn Christo die Unfehlbarkeit absprechen. Ist die deutsche Christenheit wirklich so blind, daß sie nicht sieht, daß ihre Theologen, auch die sogenannten confessionellen, ihr die heiligsten, höchsten Güter zu rauben im Begriff stehen, Gottes Wort und den HErrn Christum?
G. St.

Die Trennung von Kirche und Staat wird von dem deutschen Adelsblatt in entschiedener Weise befürwortet. Es weist darauf hin, daß in Folge der Gebundenheit der Kirche durch den Staat der Atheismus und Materialismus gewaltig um sich greifen, und die Kirche durch ihre eigenen „Diener am Wort" discreditirt werde. Es „muß doch endlich einmal eine Entscheidung herbeigeführt werden und diese Entscheidung nicht bis zum völligen Ruin der evangelischen Kirche, nicht bis zur völligen Eroberung des evangelischen Volkes durch Atheismus und Materialismus aufgeschoben werden. Und — Hand aufs Herz: wie weit sind wir denn noch von diesem Punkte entfernt? Haben wir denn noch Zeit, lange zu warten, die Frage noch lange offen zu lassen, wo der geoffenbarte Christenglaube im evangelischen Volke allmählich zum Kinderspott zu werden beginnt? Was bedeuten dem gegenüber alle kleinen und kleinlichen Opportunitätserwägungen? Was bedeutet gegen-

über der Frage: ‚Glaube oder Unglaube?' ‚Sein oder Nichtsein des evangelischen Christenthums?' selbst die Möglichkeit der Entstehung mehrerer Freikirchen, ja, was bedeutet dieser höchsten Frage gegenüber selbst die ganze königlich privilegirte preußische evangelische Landeskirche? Steht und fällt denn das Christenthum, der christliche Glaube mit dieser ‚Landeskirche'? Was ist wichtiger: der Glaube an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, oder das äußerliche Band des Summ-Episcopats, das sich um ein zerbrochenes Gefäß schlingt, durch dessen Risse und Sprünge das heilige Lebenswasser längst in den Sand des Staats-Christenthums gelaufen ist. Es könnte die Zeit kommen, wo der Summ-Episcopus freiwillig diese Würde niederlegte, müde, über eine Kirche zu ‚herrschen', die sich in Wahrheit längst aufgelöst hat; zu stolz, einen Titel zu führen, der leerer Schall, ohne Macht und Inhalt ist". (A. E. L. K.)

Tetzel. „In der letzten Nummer des Historischen Jahrbuchs der Görresgesellschaft — so berichtet das Gemeinde-Blatt — hat der katholische Gelehrte N. Paulus eine Abhandlung über Tetzels Ablaßpredigt veröffentlicht, welche zu dem Ergebniß kommt, daß Tetzel die Lehre: ‚Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt', thatsächlich vorgetragen hat. Die Mainzer Instruction berechtige zur Annahme, man habe auf der Kanzel die Lehre vorgetragen, daß die Seele aus dem Fegfeuer fahre, sobald für sie das Geld in den Kasten geworfen werde. Von Tetzel selbst berichteten dies mehrere katholische Zeitgenossen. Der Dominicanermönch bezeugte selbst, daß er die Aeußerungen vom Geld im Kasten gethan. Dies Zeugniß sei ganz deutlich in der 56. jener Thesen enthalten, die Tetzel am 20. Januar 1518 zu Frankfurt a. O. vertheidigte. These 56 lautet: ‚Wer daher sagt, daß die Seele nicht noch schneller auffliegen könne, als der Groschen auf dem Boden der Kiste zu erklingen vermag, der irrt.' Diese These ist gegen Luthers 27. gerichtet: ‚Es sei Menschentand, zu predigen, daß die Seele alsbald auffliege, sobald das in den Kasten geworfene Geld erklinge.' Erfreulich ist es, daß der katholische Gelehrte diese Ergebnisse seiner Forschungen rückhaltlos mittheilt und so der Wahrheit die Ehre gibt." F. B.

Thomas Henry Huxley, der bekannte Anhänger und Vertheidiger Darwins, ist dieser Tage kurz nach seinem vollendeten 70. Lebensjahre in London gestorben. In seinem Werke "On the Oceanic Hydrozoa", welches 1859 erschien, entpuppte er sich als Darwinist. Seine unsinnigen Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts kramte er insonderheit in der Schrift "Man's Place in Nature" aus. In derselben suchte er nachzuweisen, daß die anatomische Verwandtschaft des Menschen mit Gorilla und Schimpanse viel größer ist, als die zwischen den letzteren und den übrigen Affen. Huxley verstand es in höherem Maße, als seine Genossen Darwin, Tyndall, Spencer, dem krassesten Unglauben durch klare, lebendige und kräftige Darstellung in weiten Kreisen Eingang zu verschaffen. Ein ungläubiges Blatt rühmt von Huxley: "What Voltaire has been for the eighteenth, Huxley has been for the nineteenth century. He has been the great expounder and interpreter of the non-(anti-?)religious thought of this day. When we contrast the reception given in England to Darwin's 'Origin of Species' less than forty years ago with the actual or recent approach to predominance of the doctrine of evolution among educated men, we can measure the tremendous force of the propagandist agencies which have been operative in the interval. It is no disparagement of his coadjutors to say that Thomas Henry Huxley was the most conspicuous dynamic factor in that amazing transformation of opinion."

F. B.